Qe VII. 9

Th. hom. o. 218

Kabinetspredigten

von

Johann Wilhelm Rose,

Hochfürstlich-Brandenburgischem Hofdiakonus,
wie auch Diakonus an der St. Gumberts-Stiftskirche
zu Onolzbach.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Nürnberg,
bey Ernst Christoph Grattenauer.
1782.

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

HERRN

Christian Friedrich Carl Alexander,

Markgrafen zu Brandenburg, in Preussen, zu Schlesien, Magdeburg, Cleve, Jülich, Berg, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, zu Meklenburg und zu Crossen, Herzogen; Burggrafen zu Nürnberg ober- und unterhalb Gebürgs; Fürsten zu Halberstadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Razeburg und Mörs; Grafen zu Glaz, Hohenzollern, der Mark, Ravensberg und Schwerin; Herrn zu Ravenstein; der Lande Rostock und Stargard; Grafen zu Sayn und Wittgenstein; Herrn zu Limpurg; 2c. 2c. des löblichen Fränkischen Craises Crais-Obristen und General-Feld-Marschalln; Ihro Römisch-Kaiserlich- auch Königlich-Preußischen Majestät, Majestät, respective General-Major und General-Lieutenant, auch Obristen über drey Cavallerie-Regimenter 2c. 2c.

meinem

Gnädigsten Fürsten und Herrn.

Durchlauchtigster Markgraf,

Gnädigster Fürst und Herr!

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht meinen ersten Versuch dieser Art öffentlich zuzueignen, würde mich schuldige Ehrfurcht zurückhalten, wenn Höchstdieselben mir nicht längst durch die, alle meine Hoffnungen übertreffende, gnädige Aufnahme des mündlichen Vortrages dieser Predigten,

selber jedes schüchterne Besorgnis zu heben geruhet hätten. Erlauben Sie denn, Gnädigster Herr, daß ich von dieser geringfügigen Sammlung Anlaß nehme, im Angesichte meines Vaterlandes und des ganzen Publikums, meine innigste Dankbarkeit für die auszeichnenden Gnadenbezeugungen, der Höchstdieselben mich zu würdigen sich herabgelassen haben, feyerlich an den Tag zu legen. Gelingt mirs jetwa einst, unter den Schriftstellern meiner Zeit nicht zu meinem Nachtheile bemerkt zu werden, dann hoff' ich es wagen zu dürfen Euer Hochfürstlichen Durchlaucht, mit mehr Zuversicht, reifere Früchte meines,

nes, durch Höchstdero Aufmerksamkeit auf meine geringen Bemühungen erweckten, und durch wiederhohlte Beweise Höchstdero Huld und Nachsicht immer aufs neue ermunterten, Fleisses unterthänigst zu überreichen. Welch ein Ziel sollte auch dem Schüchternsten zu fern scheinen, wenn er ihm, unter Euer Hochfürstlichen Durchlaucht Augen, nachjagt? Alsdann darf ich auch vielleicht meine tiefe Verehrung Höchstdero fürstlichen Geistes und Herzens, durch solche Worte, zu erkennen geben, die itzt noch, desto unehrerbietigerer Stolz oder kühnere, selbstgefälligere, Schmeicheley scheinen würden, je unmit-

telbarer sie aus meinem vollen Herzen kä-
men. Denn reiner kan Euer Hochfürst-
liche Durchlaucht keiner Höchstdero Die-
ner verehren; feuriger, anhaltender, keiner
um Höchstdero langdauernde und mit je-
dem irrdischen Seegen beglückte Regierung
zu Gott beten, als

Durchlauchtigster Markgraf
Gnädigster Fürst und Herr
Euer Hochfürstlichen Durchlaucht

Anspach,
am 24. Sept. 1782.

unterthänigster, treuester Knecht,
Johann Wilhelm Rose.

Viel-

Vielleicht findet Mancher in diesen Predigten nicht das Populäre, welches zu unserer Zeit von allen Schriften dieser Art, wohl zu allgemein gefordert wird. Ein ganz einfacher, leichter, faßlicher, allgemein verständlicher und fliessender Vortrag ist gewis auch in meinen Augen wahres Verdienst. Aber, wenn nicht Vorurtheil des Ansehens entscheiden soll, so muß hierbey auch Ort, Zeit und Veranlassung der Rede in Betrachtung kommen; und der Geschmack, der Stil, die eigene Manier eines großen Redners ist darum nicht Regel für alle, weil er ein großer Redner ist. Wer vor Per-

sonen auftritt, von denen er voraussetzen kan, und, schon des Wohlstandes und der ihnen schuldigen Ehrerbietung wegen, voraussetzen muß: daß sie ihren Verstand durch Lesen gebildet und verfeinert haben, darf sich nicht nur, meiner Meinung nach, schon mehr Reichthum der Gedanken und Schmuck des Vortrags erlauben; sondern die Vermuthung: daß seinen Zuhörern mit unter auch Bücher neuer, seyn wollender, Weltweisen vor die Augen kommen, macht es ihm auch zur Pflicht: sowohl auf die Scheinweisheit verführerischer Schriften dieser Art in seinen Religionsvorträgen Rücksicht zu nehmen, als auch zu verhüten: daß sein Stil nicht, zu seinem Nachtheile, neben dem blenden Witze oder dem scheinbaren Tiefsinne jener Schriften, allzusehr absteche und dadurch den Eingang der Wahrheit ins Herz hindere. Auch hat er wohl mehr, als andere Prediger, darauf zu sehen: daß er, weder

durch

durch das Gesuchte, Kostbare, Gezwungene, oder durch frostigen Witz, den ächten guten Geschmack beleidige, noch, durch Nachläßigkeit in Gedanken und Wendungen, ins Platte falle; weder bis zur Ode auffliege oder bis ins Kleinliche schildere, noch auch die gewöhnliche Sprache des gemeinen Lebens, oder gar des Pöbels rede; weder durch Trockenheit, noch durch Weitschweifigkeit des Ausdruckes ermüde. Manche Predigt, die von der Kanzel, nicht eben nur auf dem Lande, in einer grossen Kirche, vor einer sehr gemischten Versammlung, ziemliche Wirkung thut, möchte in einem Zimmer, vor wenig Personen vom höchsten Stande, wo manches Feyerliche, das Herz vorbereitende, in dem Aeusserlichen des Gottesdienstes, und so manche Zerstreuung der Aufmerksamkeit wegfällt, der sich die Einbildungskraft in öffentlichen Versammlungen kaum erwehren kan, wo daher selbst scheinbare Tavto-

logie

logie auffällt und Schwatzhaftigkeit wie Abründung der Perioden, Ueberladung wie bescheidener Schmuck der Rede, ja, jede falsche Wendung, jeder Sprachfehler, so gut als Unzulänglichkeit der Gründe, genauer bemerket wird, wie ernst und wichtig auch sonst ihr Innhalt wäre, mehr das Ansehen einer allzuvertraulichen Ermahnung oder gar eines kalten und seichten Geschwätzes, haben, wenn nicht eine gewisse Erhebung und vorzügliche Würde, und ich möchte auch sagen: Nüchternheit, des Ausdruckes hinzukäme. Ohne diese Vorsicht möchte selbst die weiseste Wahl des Innhalts nach den Sitten und Bedürfnissen der großen Welt und die übrigens noch so treffende Ausführung ihr besonders heilsamer Wahrheiten und Erinnerungen nicht die gehoffte Wirkung thun. Diese Schwierigkeiten lassen mich freylich besorgen: daß manche gerechte Foderung der Leser dieses Versuches

unbe=

unbefriedigt bleiben werde; aber sie lassen mich auch um so mehr Nachsicht von Sachverständigen hoffen; und das, was ich eben darüber gesagt habe, wird bey ihnen die Wahl des vielleicht zu stolz scheinenden Titels rechtfertigen.

Endlich dürfen Kabinetspredigten weniger, als öffentliche Reden, zu lang gedehnt seyn. Dieses macht denn zuweilen den Vortrag des Redners, der doch gern Ueberzeugung, Klarheit und Vollständigkeit der Begriffe, Rührung und Entschluß bewirken möchte, gar leicht zu gedrängt. Vielleicht ist der meinige dadurch oft dunkel oder schwerfällig geworden. Indessen habe ich schmeichelhafte Beweise: daß er nicht ganz ohne Wirkung blieb. Ich bin nicht eitel genug, dieses zu läugnen, aber eitel genug, zu hoffen: daß, auch ausser dem kleinen Zirkel meiner Zuhörer, einige Leser von Stande und Erziehung Erbauung in diesen Predigten finden möchten.

möchten. Täuscht mich diese angenehme Hoffnung nicht, so könnten mehrere Lieferungen nachfolgen. Im entgegenstehenden Falle darf ich wenigstens nicht fürchten: durch die Herausgabe dieser Bogen das Herz eines Menschen verdorben, oder seinen Verstand irre geführt, zu haben.

Uebersicht
der
in dieser Sammlung enthaltenen Predigten.

Seite.

I. Das Sündliche in den Ergötzungen der Sinne; über den ordentlichen Evangelientext am 2. Sonntag nach Epiphania 1

II. Das Streben der Christen nach dem Gnadenlohne der Gerechten in jener Welt; über den gewöhnlichen Episteltext am Sonntag Septuagesima 25

III. Die Rachsucht, als eine Christen höchstunanständige Begierde; über den epistolischen Text am Sonntag Misericordias Domini 47

IV. Beruhigungsgründe der Christen bey der Vorstellung des Todes; über den Evangelientext am Tag Philippi und Jakobi 65

V. Drey christliche Bewegungsgründe sich der Menschenliebe zu befleißigen; über den Episteltext am 1. Sonntag nach Trinitatis 89

VI. Ueber die Wünsche der Menschen; nach dem Evangelientext am Tage Jakobi 109

VII. Von der Fürsehung; über den Evangelientext am 15. Sonntag nach Trinitatis 135

VIII. Das Schädliche in der Neigung zum Wunderbaren; über den Evangelientext am 21. Sonntag nach Trinitatis 159

XIX. Rede

Seite.

XIX. Rede vor der Beichte; über 1. Joh. 3, 21—23. 181

X. Rede am Abend des Kommuniontages; über Psalm 103, 1—4. 191

XI. Vom Umgang mit den Sündern; über den gewöhnlichen Evangelientext am 3. Sonntag nach Trinitatis 201

XII. Drey gewöhnliche Fehler der Menschen in der Beurtheilung ihrer selber; über den gewöhnlichen Evangelientext am 11. Sonntag nach Trinitatis 219

XIII. Der wahre Menschenfreund; über den Evangelientext am 13. Sonntag nach Trinitatis 241

XIV. Ueber den Selbstmord; nach Matth. 27, 1—5. am Sonntag Lätare gehalten 269

XV. Das Unanständige und Lasterhafte in der Falschheit; über den ordentlichen Evangelientext am 23. Sonntag nach Trinitatis 295

I. Am

I.

Am

II. Sonntag nach Epiphania.

Ueber den gewöhnlichen

Evangelientext.

Am II. Sonntage nach dem Erscheinungsfeste.

Unter die ungezweifelten Vorzüge der christlichen Sittenlehre, wodurch sie sich über alle noch so empfehlenswürdige Lehrgebäude dieser Art erhebet, die je von den berühmtesten und gelehrtesten Menschenkennern, Weltforschern und Staatsklugen ersonnen worden sind, und wodurch sie zugleich nicht undeutlich ihren höhern Ursprung verräth, gehört auch der: daß sie, auf die natürlichen Anlagen, Triebe und Fähigkeiten des Menschen, auf seine gegenwärtige Unvermögenheit und seine hohe Bestimmung in der Zukunft, Rücksicht nimmt, ihre Foderungen nicht überspannet und ihn auf eine seiner Natur angemessene Art glücklich machen will. So wenig sie die falschen Richtungen billigt, die seine Neigungen genommen haben, oder seinen

oft zügellosen Begierden schmeichelt, so wenig übertreibt sie an der andern Seite ihre Vorschriften, und will den Menschen weder zum Klotz noch zum Engel, sondern zum guten, brauchbaren, des wahren Glückes fähigen, Menschen, machen. Weit entfernt also, daß sie von ihm verlangte: er solle keine Empfindung, keine Leidenschaften haben, lehrt sie ihn vielmehr diese Empfindung verfeinern, veredeln, zum Guten anwenden; diese Leidenschaften als Triebfedern betrachten, die ihm ein weiser Schöpfer zu grossen Zwecken ertheilt habe, und gibt der Vernunft die verlohrne Kraft zum nöthigen Gegengewichte wieder. Weit entfernt uns alle sinnliche Freuden schlecherdings zu untersagen, will sie nur, und gibt uns Anweisung dazu, daß wir sie als Männer, als Herren der Erde, als nach Gottes Bilde geschaffene, vernünftig denkende, Wesen, und als Pilgrimme zur Ewigkeit, geniessen sollen. Hierzu sucht sie uns auf die natürlichste Art zu bringen, indem sie unser Auge auf höhere, unser würdigere, Freuden, und besonders auf den Himmel richtet und uns die innigste Dankbarkeit und Liebe gegen den Geber alles Guten einflösset. Und eben dadurch sichert sie uns zugleich einen desto unbereuetern, längern, friedlichern, süssern Genuß selbst der schnell täuschenden, vergänglichen Erdenfreuden.

Weder diejenigen also, welche glauben: sie schmeichle ihren Wollüsten und ihren stürmischen Gemüthsbewegungen, noch diejenigen, welche ihre Abschweifungen von den Vorschriften der christlichen Sittenlehre damit rechtfertigen wollen, daß sie sie für allzustreng ausschreyen, dürfen es uns verargen, wenn wir zweifeln: ob sie die Religion Jesu kennen? Sie mögen wohl Täuschungen einer kranken Einbildungskraft, Satzungen einiger mismuthigen Ausleger der Schrift und ihren, vielleicht gut gemeynten, aber zu weit getriebenen Eifer, sie mögen wohl grämliche Deutungen oder Verfälschungen des Evangeliums aus dem Munde oder der Feder schwärmerischer oder heuchlerischer Scheinheiligen, vernommen haben; aber die Lehre Christus —— Nein! Die kennen sie nicht. Diese eifert zwar wider die Thorenfreude dieser Welt, wider gewisse sinnliche Ergötzungen; aber wir werden gleich itzt Gelegenheit haben, zu sehen, mit welchem Rechte und unter welchen Einschränkungen. Gott bereite unsere Herzen dazu, wenn wir ihn nun nochmals nach Jesu Vorschrift anrufen! V. U.

Evangelientext.

Joh. II. 1—11.

Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Cana in Galiläa, und die Mutter Jesu war

da. Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. Und da es am Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jesus spricht zu ihr: Weib, was hab ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht kommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch saget, das thut. Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzt, nach der Weise der jüdischen Reinigung, und giengen je in einen zwey oder drey Maaß. Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Wasserkrüge mit Wasser! Und sie fülleten sie bis oben an. Und er spricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringets dem Speisemeister! Und sie brachtens. Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam, (die Diener aber wußtens, die das Wasser geschöpfet hatten,) ruffet der Speisemeister dem Bräutigam, und spricht zu ihm: Jedermann gibt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken worden sind, alsdenn den geringern; du hast den guten Wein bisher behalten. Das ist das erste

Zeichen,

Zeichen, das Jesus thät, geschehen zu Cana in Galiläa, und offenbarete seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

Wie? Jesus bey einem hochzeitlichen Ehrenmale? Und sein erstes Wunder, wodurch er seine Herrlichkeit offenbarte, geschah zur Vermehrung irrdischer Freuden? um den Gästen guten Wein, und auf alle sieben Tage, die die Hochzeit dauerte, zu verschaffen? —— Ja, ihr strengen Sittenrichter, die ihr, bald aus Neid, bald aus falscher Heiligkeit, oder weil euer Blut verdorben ist, die Welt mit allen ihren schuldlosen Freuden aneckelt, das that der erhabenste Sittenlehrer, der euch Muster seyn sollte und dessen heiligen Namen ihr so gern zur Beschönigung euers Trübsinnes misbrauchet! Ob er gleich selber oft „ nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen sollte „ und das unbescholtenste und mässigste Leben führte, so nahm er doch menschenfreundlich Theil an den häuslichen Freuden seiner Brüder und unterhielt und vermehrte sie selbst durch ein Wunder. Aber hiermit billigte er keineswegs eure sündlichen Ergötzungen, ihr Wollüstlinge und Unmässige! Dieses nur denken wäre Lästerung seiner geheiligten Person und strafbare Misdeutung unsers Textes. Vielleicht wird es uns vor solchen Misdeutungen bewahren und zur Berich-

richtigung unsrer Vorstellungen vom Vergnügen dienen, wenn wir von ihm Anlaß nehmen jezt einige Erwägungen über

das Sündliche in den Ergözungen der Sinne

anzustellen. Sowohl die Geschichte unsers Textes, als andere schrift- und vernunftmässige Betrachtungen werden uns fürs erste leicht in der Ueberzeugung bestärken können: daß die sinnlichen Ergözungen, weder als Ergözungen noch als sinnliche, an sich unerlaubt sind. Hierauf wollen wir denn fürs andere untersuchen: wodurch sie sündlich werden und es leider gemeiniglich sind?

Segne denn, du milder Geber aller Freuden, diese Untersuchung und regiere unser aller Herzen durch dein Wort, daß wir uns künftig, mit einem Gemüthe voll Dankes gegen dich und voll Liebe für deine Menschen, an deinen Gaben ergözen und über ihrem Genusse nie unsre Würde, als Menschen und Erben höherer Freuden, aus den Augen sezen! Amen.

Gehen wir auch wohl nicht zu weit, A. und entfernen wir uns nicht von der Schrift und gesunden Vernunft, wenn wir die sinnlichen Ergözungen

götzungen für an sich selber unschuldig erklären? Es hat doch immer Leute und zuweilen redliche Christen, fleissige Schriftforscher, gegeben, die alle Freuden des Lebens zu tadeln geneigt waren. Wenn aber einige dieser Freuden unerlaubt scheinen, so sind es wohl die sinnlichen, diese niedrigste Art menschlicher Freuden, die wir mit den unvernünftigen Thieren gemein haben und die uns am häufigsten zu groben Ausschweifungen verleiten, indem sie durch die Berauschung der Sinne den Gebrauch der Vernunft schwächen, die Stimme des Gewissens übertäuben und das Licht der Religion umnebeln. Doch wir dürfen nicht fürchten in dieser Untersuchung zu irren. Vernunft und Schrift lassen uns keinen Zweifel übrig: daß sie, weder als Ergötzungen, noch als sinnliche Ergötzungen, an sich selber sündlich sind.

Wie wenig müßten wir die Offenbarung Gottes durch Natur und Bibel kennen, wenn wir wähnen wollten: er habe alle sinnliche Belustigungen verboten! Ja, welchen Widerspruch in den Rathschlüssen unsers Schöpfers müßten wir so gar, um dies zu glauben, annehmen, da er sie so deutlich gebilligt und selber uns ermuntert hat, uns durch ihren Genuß zu erquicken!

Wer gab uns denn dies Vermögen uns sinnlich zu ergötzen? Wer ertheilte uns die Werkzeuge dazu und setzte uns in den Stand, die Sinnen zum Vergnügen zu gebrauchen? Wer

gab unsern Nerven die Reizbarkeit, unserm Ohre und Auge den Wunderbau, durch den uns Licht und Luft tausenderley angenehme Empfindungen gewähren? Wer die Fähigkeit das angenehme Gefühl von dem unangenehmen zu unterscheiden und den Trieb von diesem uns zu entfernen und jenes zu lieben? Er, der wohl wußte: daß wir in diesem Leibe des Todes keiner anhaltenden Anstrengung der Leibes- und Seelenkräfte ohne alle Unterbrechung fähig sind; daß wir zuweilen der Erholung bedürfen, um neue Kräfte zu sammlen und mit verneutem Muthe und desto grösserer Lust wieder an unser Tagewerk zu gehen. Er, der uns ausschliessende hohe Menschenfreuden gewähren, aber auch die thierischen nicht versagen, wollte und uns um deswillen eine zusammengesetzte, körperlichen und geistigen Vergnügens fähige, Natur gab, es uns auch nicht an Gelegenheiten zu jenem sowohl als zu diesem fehlen ließ.

O! undankbare, die ihr dieses aus vermeynter Heiligkeit läugnen wollet, denket doch nur zurück an die ersten Erweisungen Gottes gegen die Menschen! Als er unsern gemeinschaftlichen Stammvater nach seinem Bilde geschaffen hatte, setzte er ihn da in eine öde Wüsteney? unter einen traurigen Himmel? Verbot er ihm etwa die Augen an blumichten, von Goldbächen durchschnittenen Efilden zu weiden, oder den Gaum mit dem lieblichen Safte der Früchte zu laben?

laben? Nein! Gott der Herr, spricht Moses, pflanzte einen Garten und setzte seinen Liebling in einen, vor seiner Schöpfung bereiteten, anmuthigen Wohnplatz auf Blumen hin und unter schattichte Bäume, die schön anzusehen waren und wohlschmeckende gesunde Früchte trugen und zeigte ihm alle diese Herrlichkeiten und erlaubte ihm sie zu geniessen. Eben das thut er gewissermassen noch auch uns. Welch einen göttlich geschmückten Garten breitet seine grosse schöne Natur, dieser helle Spiegel seiner Weisheit und Allmacht und gränzenlosen Güte, vor unsern Augen aus! Wie viel tausend Quellen sinnlicher Freuden öffnet uns seine unermeßliche Schöpfung, obgleich Fühllose oft, aus Gewohnheit, ungerührt und ohne sie zu kosten an ihnen vorübergehen! Müssen nicht die mannichfaltigen Gestalten des Jahres mit ihren immer abändernden Reizen in sanften Abstufungen, müssen nicht Himmel und Erde und Licht und Luft und Feuer und Steine und Erze und Kräuter und Blumen, bald durch liebliches Farbengemisch, bald durch erquickende Balsamdüfte, bald durch schmeichelnde Töne, bald durch kühlendes Säuseln, bald durch Geschmack und Gefühl zu unsrer Belustigung dienen? Ja, hat er nicht so gar, um uns an manche Bedürfnisse zur Erhaltung des Lebens zu erinnern, ihre Befriedigung mit angenehmen, so wie manches Schädliche mit widrigen und schmerzhaften Empfindungen verbunden; gemacht;

daß die Speise, die uns nährt, die Wärme, die uns nöthig ist, unserm Geschmack und Gefühle schmeichelt, Hunger, Kälte und übermässige Hitze uns wehe thut? Ist er es nicht, der, nach dem 104ten Psalme, „den Wein aus der Erde „wachsen läßt, daß er des Menschen Herz er„freue„? der, wie Paulus zu Lystra predigte, „unsre Herzen mit Speisen und Freude erfüllet„? der uns, wie eben dieser Apostel an Timotheus schreibet, „dargibt reichlich allerley zu geniessen„? Vergleicht er nicht selbst die Freuden der Unsterblichkeit mit Gastmälern und festlichen Ergötzungen der Sinne, um uns ihre Herrlichkeit begreiflicher und anschaulicher zu machen? So kan er denn also nicht lauter, vernemlicher, deutlicher sagen: daß er uns die sinnlichen Ergötzungen erlaube. So wär' es Grausamkeit, die sich von dem Gott nicht denken läßt, der die Liebe selber ist, wenn er bey allen diesen Trieben, Stimmungen, Anlässen und Ermunterungen zur Freude dieser Art, sie dennoch willkührlich verböte.

Dieses bestätigt denn auch unser Heiland im Texte. So sehr wohl er der sinnlichen Freuden entbehren konnte, so wenig sträubte er sich gegen die Einladung zu dem hochzeitlichen Mahle zu Cana. Wie etwa am abgewichenen Weynachtsfeste mancher zärtliche Vater geschäftig war, seine geliebten Kinder durch unverhoffte Geschenke zu überraschen, und dann den mancherley Aeusserungen ihrer unschuldigen Freuden mit froher

Theil-

Theilnehmung zusah, sich mit ihnen freute und unter ihre Spiele mischte, so sehen wir hier den heiligsten und weisesten Lehrer der Menschheit sich unter frohe Menschen mischen und nicht nur mit ihnen des sinnlichen Vergnügens an der Tafel der Freude geniessen, sondern es auch mit freygebiger Hand vermehren. Denn da es an Wein gebricht, hilft er diesem Mangel auf eine solche Art ab, daß er zugleich seine Jünger fester von seiner Sendung überzeugt, und schaffet nicht nur unvermuthet wieder Wein, die Gäste aufzuheitern, sondern auch bessern, als der Bräutigam selber anfangs hergegeben hatte, und in solcher Menge, daß es auf mehrere künftige Tage zureichte. So lehrte er uns mit der That, und zwar mit einer That, die auf alle Folgezeiten Aufsehen machen mußte, daß **sinnliche Ergötzungen an sich keineswegs sündlich** sind.

Aber sie können es werden und sind es leider mehrentheils durch thörichte Wahl und unordentlichen Gebrauch. Wenn dasjenige sündlich ist, was mit unsern Pflichten streitet, so gibt es eine dreyfache Art unerlaubter sinnlichen Ergötzungen, die jedermann bey mässigem Nachdenken für sündlich erkennen muß.

Unsre vornehmsten Pflichten, worauf sich die übrigen beziehen und gründen, sind die gegen Gott. So bald wir also solche Ergötzungen wählen, die uns in der ächten Verehrung Gottes, der Ehrfurcht, der dankbaren Liebe, dem

Vertrauen auf ihn, stören, oder so bald wir sie so brauchen, daß sie diese böse Wirkung thun, so können wir sie nicht mehr unschuldig nennen. Von sanftem beruhigenden Gefühle der nahen Gegenwart des Gottes der Liebe durchschauert, voll erhebenden Bewußtseyns, aus seiner schaffenden Hand zum Genusse der Wonne, zum seligen Leben, hervorgegangen zu seyn, voll süsser Zutraulichkeit zu dem Wesen der Wesen, als zu ihrem wahren einzigen Vater und unermüdeten Wohlthäter, wandelten die ersten Menschen in Edens lachenden Gefilden von Genuß zu Genuß, und ihre unschuldige Freude, ihr von Dank und froher Anbetung glühendes, pochendes, überwallendes, Herz war ihm das wohlgefälligste Opfer. Aber so bald die allzuglücklichen die Hand auch nach der verbotenen Süssigkeit ausgestreckt hatten, da floh das kindliche Vertrauen, die unbesorgte Zuversicht, und Furcht und Leben vor dem zürnenden Donner — für sie ganz neue, schreckliche Empfindungen! — traten an ihre Stelle und lehrten sie: daß diese ihre sinnliche Ergötzung Sünde gewesen war. Eben so ist es jede für uns, bey oder nach deren Genuß wir uns vor Gott schämen müssen, weil er sie verboten hat. Sünde sind also jene unreinen Werke der Finsternis, die uns, nach Gottes Ausspruche, von seinem Reiche ausschliessen; Sünde jener Misbrauch der Gaben seiner Hand, der uns hindert seine Befehle zu vollziehen; jenes Uebermaaß in Belustigungen

gungen der Sinne, das uns hindert die Absichten Gottes mit uns zu erreichen, und ihm einen vernünftigen Dienst durch Gebet und Arbeit zu leisten; Sünde jene allzusklavische Anhänglichkeit an der sinnlichen Lust, bey der wir den Dank gegen den Geber vergessen; jenes unaufhörliche Hinüberflattern von Vergnügen zu rauschender Freude, von Gastmälern zu Spiel und Tanz, wobey wir die zur Andacht erforderliche Nüchternheit des Geistes verliehren, die Erhohlung zum Hauptgeschäfte des Lebens machen und unter Scherz und Tändeleyen und im Tumult der Zerstreuung vergessen: daß der Geber der Freude sie uns wieder nehmen könne; so daß wir dann, wann er durch ihren Verlust uns daran erinnert, untröstlich jammern und wohl gar wider ihn murren, statt uns seiner Führung demüthig und voll Vertrauen zu unterwerfen.

Wir haben ferner besondere Pflichten gegen unsre Nebenmenschen, und auch mit diesen dürfen unsre sinnlichen Ergötzungen nicht streiten, wenn sie unschuldig bleiben sollen. So bald wir also durch irgend ein Vergnügen dieser Art wissentlich unsre Brüder in ihrer Andacht, Tugend, Gottergebenheit, stöhren, ihnen Anlaß geben, geringschätziger von Religion und Pflicht zu denken, oder lauer in ihrer Ausübung zu werden, kurz, so bald wir ihnen damit anstössig oder ärgerlich werden, so ist es unstreitig Sünde. Es

ist

ist also nicht der Prediger Pflicht allein, sich manche erlaubte Ergötzungen aus Achtung für die unsterblichen, durch Jesu Blut erkauften, Seelen mancher schwachen Brüder, nach Pauli Muster, zu versagen, wo sie vermuthen können, ihnen Anstos dieser Art zu geben; sondern jeder Christ versündigt sich, der beym Genusse sinnlicher Ergötzungen, bey der Wahl und dem Maasse derselben, nicht auch auf die wahrscheinlich zu besorgende Verschlimmerung seiner Nebenmenschen, durch Verbreitung eines gefährlichen Leichtsinnes, oder der Unverschämtheit, oder gar durch Verführung der Unschuld, Rücksicht nimmt. Auf gleiche Art werden diese Ergötzungen menschenfeindlich und also sündlich, wenn wir durch ihren allzuhäufigen Genuß unsern Nebenmenschen den Dienst entziehen, den wir ihnen nach Eid und Pflicht in unserm Stande und Berufe schuldig sind; wenn wir unsern Geist und Leib durch unmässige Lüste schwächen und zum Dienste der Welt unfähig machen; wenn wir bey Tanz und Trunk und Spiel vergessen: daß unser Hauswesen einen Aufseher und Versorger, unsre Gattin einen Rathgeber und Freund und Gesellschafter, unsre Kinder einen Erzieher und Ernährer zu Hause entbehren müssen; oder wenn wir uns aller Geschäfte entschlagen, um unsre Zeit in Schwelgereyen und müssigem Schlummer zu theilen. Sie werden sündlich und Christen äusserst unanständig,

wenn

wenn wir durch sie die Gemüthsruhe unsrer Nebenmenschen stöhren oder sie, wie tief ihr Stand auch unter dem unsrigen seyn mag, auf eine grobe Art beleidigen, wie öfters der Unzüchtige, allemal der Ehebrecher, und nicht selten auch der Trunkenbold; oder wenn wir zu ihrem Schaden Aufwand für unsre Ueppigkeit machen: etwa dem Arbeiter etwas von seinem verdienten Lohn entziehen, oder Schulden machen, die wir wahrscheinlich nie bezahlen können, um mit fremdem Gute zu prassen; oder wenn wir unsern Kindern und Verwandten durch solchen Aufwand desto grössern Jammer nach unserm Tode bereiten. „So jemand, spricht ein Apostel des Herrn, „so jemand die Seinigen, sonderlich seine Hausgenossen„ — seine Verwandten und Blutsfreunde — nicht versorget, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger als ein Heide.“

Endlich haben wir auch Pflichten gegen uns selber, die uns heilig und unverletzlich seyn sollten, denen also unsre sinnlichen Ergötzungen eben so wenig zuwiderlaufen dürfen, wenn sie unsündlich bleiben sollen. Aber auch in Ansehung ihrer wird leider gemeiniglich auf eine doppelte Art gesündigt: bald durch falsche Würdigung unsrer sinnlichen Freuden, bald durch Uebermaaß in denselben.

Niemand zweifelt wohl daran: daß wir es uns selber schuldig sind uns, so viel es möglich ist, in dem Besitze der Vorzüge zu erhalten, die uns der Schöpfer aus besonderer Gnade gab. Wenn wir denn nun Ursache haben, mit dem heiligen Dichter des 8. Psalms zu sprechen: „Ach! Herr, was ist der Mensch, daß du sein „gedenkest und des Menschen Kind, daß du dich „sein so annimmst? Du setzest ihn nur um eine „Stuffe niedriger, als die mächtigen Fürsten „des Himmels und schmückest ihn mit Würde „und Ehre. Du machst ihn zum Herrn über „die Werke deiner Hände und unterwirfst seiner „Gewalt Schafe und Rinder und wilde Thiere, „die Vögel unter dem Himmel und die Fische „im Meer und was im Meere dahergeht!„ wenn uns die Güte des Schöpfers besonders dadurch über das Vieh erhoben hat, daß sie uns Vernunft und Freyheit gab, unsre Freuden mit Weisheit zu wählen, zu ordnen, zu mässigen und den Trieb zu ihnen zu beherrschen; ja uns höherer Freuden fähig machte, als die vernunftlosen Thiere geniessen können, uns ein weites Feld von Belustigungen des Verstandes und Herzens eröffnete, durch die wir unsre höhere Natur beweisen und geniessen sollten; ist es da nicht undankbare, niederträchtige, ehrvergessene Abwürdigung unser selber; stossen wir uns nicht gleichsam eigenwillig wieder eine Stufe tiefer

auf

auf der Leiter der Geschöpfe herab, wenn wir die thierischen Ergötzungen den edlern, bessern, menschlichern, vorziehen; ihnen mehr Zeit und Kräfte widmen; sie nicht, wo wir nur können, mit ihnen in Verbindung setzen, und, von blinden Trieben dahingerissen, so selten vom übermässigen Genusse der sinnlichen Vergnügungen zu uns selber kommen, als wären sie unsre Bestimmung nicht Erhohlung, als könnten wir uns nicht selber beherrschen, wären ein Spiel unsrer Nerven und des Zufalls?

Am alleroffenbarsten aber ist die Strafbarkeit der sinnlichen Ergötzungen in Absicht auf die Selbstpflichten, wann wir uns durch ihren unordentlichen Gebrauch Schaden zuziehen. Oder kan ein Vernünftiger es für unsündlich erklären, wenn man, um sich zu belustigen, seine Gesundheit untergräbt? Leibes- und Seelenkräfte erschöpft? seine Achtung und guten Namen bey weisen und edeln Menschen aufs Spiel setzt? sein Vermögen, wie ein unverständiges Kind, verschleudert? die kostbare, mit allen Schätzen der Welt nicht zurück zu kaufende, Zeit, von deren Anwendung man vor dem Richter der Menschheit strenge Rechenschaft geben muß, ungenützt verfliessen läßt und gleichsam verträumet? Für unsündlich, wenn man sich Belustigungen erlaubet, von denen man zuvor

weiß: daß sie unsrer Tugend gefährlich sind; und endlich gar Gewissensruhe, Pflicht, Tugend, Religion, nicht achtet, um seine Sinne zu befriedigen, und das Heiligste, was man hat, der Weichlichkeit und Wollust, als seinem Götzen opfert? Für unsündlich, wenn man selbst die Gnade Gottes und das höchste Glück, das sie verspricht, zu verliehren waget, den ganzen Himmel, die ganze Seeligkeit am Throne Gottes, Ewigkeiten der höchsten Wonne, für einen augenblicklichen Kützel des Gaumens, für eine unkeusche Umarmung, hingibt?

Darum, A. um solcher Misbräuche willen, warnen die treuesten Lehrer am meisten und dringendsten vor den Gefahren der sinnlichen Freuden und haben Ursache es zu thun; nicht weil sie an sich unerlaubt wären, sondern weil sie es mehrentheils durch Wahl und Gebrauch werden.

Um desto undankbarer sind also diejenigen, welche solche Beyträge Gottes zu ihrem Glücke so zu ihrem Nachtheile und zum Ungehorsam gegen ihn anwenden. Sollten wir denn diese uns von ihm gegönnten Ergötzungen der Sinne nicht eben sowohl pflichtmässig zur Verherrlichung

lichung des Schöpfers, zu unserm Besten, als gute Christen, anwenden und schuldlos geniessen können? Sollte die Gewalt der sinnlichen Lust so unwiderstehlich seyn, daß alle Waffen der Vernunft und Religion nichts dagegen ausrichten könnten? Da sey Gott vor! Dann würden wir bald in den Stand der Thiere hinabsinken. Dann wären die Ermahnungen der Schrift überflüssig und hätten keinen Sinn, nach denen wir kämpfen sollen wider „die fleischlichen Lüste, welche wider die Seele streiten.„

Aber freylich kämpfen müssen wir. Und auch dieser Kampf wird uns, wenn wir recht beginnen, so schwer nicht werden; und der Sieg, den wir davon über uns selber zu hoffen haben, ist immer solchen Kampfes werth. Wenn wir es uns zu einem ernstlichen Geschäfte machten, unsre Erkenntnis von dem wahren Werthe dieses Lebens, von der Nothwendigkeit die Zeit zu erkaufen und von unsrer hohen Bestimmung, zu berichtigen und immer lebendiger werden zu lassen; wenn wir sorgfältig den Müssiggang und alles mieden, was uns zur Weichlichkeit verleiten kan, und zu dem Ende besonders uns selber und die unsrer Aufsicht anvertraute Jugend vor dem Lesen schlüpfriger, seelenvergiftender, Schriften hüteten, wie sehr sie auch Witz und Laune und

Mode und ein berühmter Name empföhlen; wenn wir öfters Erwägungen über unsre dreyfachen Pflichten anstellten und die Liebe Gottes und der Menschen tief in unsre Herzen zu prägen suchten, wenn wir öfters an den allgegenwärtigen Zeugen aller unserer Handlungen und Gedanken und an die uns erwartende Ewigkeit dächten; so würde es uns gewis von Tag zu Tage weniger Mühe kosten, in diesem Stücke Herren über uns selber zu werden. Dann würden wir auch das Süsse in den sinnlichen Freuden, weil wir sie mit gutem Gewissen und herzlichem Danke gegen Gott genössen, doppelt fühlen, und der mässige Gebrauch derselben würde uns Munterkeit und ihnen immer den Reiz der Neuheit geben. Dann würden sie für uns seyn, was sie, nach unsers liebreichen Schöpfers Absicht für uns seyn sollen: Erfrischungen auf unsrer Wanderschaft, Aufheiterungen unsers Geistes; würden, in Verbindung mit den edleren, höheren, Freuden des Geistes und Gemüthes, selbst Stärkungsmittel in der Tugend für uns werden und gewissermassen ein Vorschmack der reineren, erhabeneren, Freuden, die Gott in jener Welt bereitet hat denen, die ihn lieben.

Wälzet euch denn, Sklaven der thierischen Lüste, wälzet euch an der Erde und wähnet euch einige — ach! theuer erkaufte! — Jahre im Himmel! Wir beneiden euch nicht und danken Gott: daß wir uns über die Erde erheben können. Spottet immerhin der ernsten Lehren der Weisheit und werdet, indem ihr euch weise dünket, zu Thoren! Aber haltet es nur nicht für Entschuldigung: daß eure Fehler etwas menschliches sind! Denn eben das vergrössert eure Schuld, daß sie es weniger sind, als ihr denket. Menschlich ists freylich, der Schwachheit zuweilen unterliegen und Fehler begehen, durch die man sich der unvernünftigen Schöpfung nähert und das Ebenbild Gottes verläugnet. Aber menschlicher ists, diese Fehler erkennen und über sie emporstreben; menschlicher ists, durch Vernunft die sinnlichen Triebe beherrschen und in der Erforschung der Wahrheit, in dem Sammlen heilsamer Kenntnisse, in der wohlthätigen Anwendung derselben, in der Ausübung unserer Pflichten, in der thätigen Dankbarkeit gegen den Gott der Gnade, in dem Bewußtseyn eigener Rechtschaffenheit und des Beyfalls des allweisen Beurtheilers des Verdienstes, in der Gewisheit seines väterlichen Schutzes, in dem vertrauten Umgange mit ihm, in der Hoffnung froher Ewigkeiten, höhere Freuden suchen und geniessen, als das

Thier haben kan, und durch sie auch die schlechtesten Freuden veredeln. Und da wir dies können, Gott selber uns darinn unterstützet, wollten wir ihm, wollten wir dem Glücke widerstreben, das er, der Geber aller Freuden für uns ausersehen, der Schöpfer selber für seine Menschen, als Menschen, bestimmet hat? Davor bewahr' er uns alle um Jesu Christi willen! Amen.

II.

Am
Sonntage Septuagesimä.

Ueber den

gewöhnlichen epistolischen

Text.

Am Sonntage Septuagesimä.

Eine der schiefsten Deutungen, der ungerechtesten Verunglimpfungen der Lehren unsers Glaubens, A. ist die: wenn man, um die Bewewegungsgründe desselben zur Tugend herabzusetzen, ihm Schuld gibt: er führe zu einer eigennützigen Tugend, weil er uns eine Vergeltungswelt aus der Ferne zeigt. Mag man doch noch so hämisch über den Edelmuth, die Verläugnung, die Großmuth, lächeln, die das Christenthum lehret und wozu es, sagt man, gleichwohl durch Hoffnung des Gewinnes jenseits des Grabes anspornet! Wenn man nicht geflissentlich Worte verdrehen will, so wird man ihm nie mit Recht vorwerfen können: daß es einen niederträchtigen, menschenfeindlichen Eigennutz begünstige, empfehle, befördere oder nur entschuldige. Man

darf nur wenig mit dem Geiste desselben bekannt seyn, um einzusehen: daß es der Selbstsucht gerade entgegengesetzt sey. Aber man braucht auch eben keine tiefe Blicke in das menschliche Herz selber geworfen zu haben, um sich zu überzeugen: daß kein Antrieb zur Tugend, der Natur unsrer Seele nach, stärker seyn könne und keiner allgemeiner auf alle zu wirken im Stande sey, als der unmittelbar von unserm Triebe zur Glückseeligkeit hergenommen ist. Eine Sittenlehre, die uns die wahre Glückseeligkeit bekannt macht, die Scheingüter von den wahren unterscheiden lehret, und uns dann durch Tugend zu den letzteren hinführet, wird ihres Zweckes gewis weniger verfehlen, als eine romanhafte feyerliche Anpreisung der Tugend durch ihre innere Vortreflichkeit, die der grössere Hauffe nicht einzusehen oder zu schätzen vermag; oder doch immer, so lang er menschlich denkt und fühlet, in Beziehung und Rücksicht auf seinen Vortheil beurtheilen und würdigen wird. Die christliche Religion unterscheidet sich eben dadurch, zu ihrer Ehre, von prahlerischen Tugendlehren mancher Weltweisen, daß sie den Menschen nimmt, wie er ist, mit allen seinen Schwächen und Anlagen, Trieben und Fähigkeiten, Verbindungen und Bedürfnissen, und nach diesen an seiner Bildung arbeitet; daß sie selbst die von seinem Glück am weitesten entfernt scheinenden Pflichten in Ver-

hältnis

hältnis zu demselbigen bringt und es ihm zur eigenen Angelegenheit macht, um sein selbst willen, so gar seinen Feind zu lieben. Sollte es ihr zum Nachtheile gereichen können, wenn sie, um uns über alle triegerische Reitze zum Laster zu erheben und unsern Leidenschaften, die uns oft so weit irre führen, die Waage zu halten, den Aufwallungen derselben unsern stärksten Naturtrieb, der vielleicht der einzige menschliche Grundtrieb ist, die Selbstliebe, entgegensetzt? diese anfacht; zu hohen, unser würdigen Zwecken hinleitet? zum Nachtheil: wenn sie, um uns zur Ausübung unserer Pflichten zu beseelen, uns dieselbigen als Befehle unsers höchsten Wohlthäters ansehen lern; den Werth unsrer Tugend darnach schätze: ob sie aus Liebe gegen ihn herstammet, und, damit diese Quelle nie versiege, uns dadurch Liebe gegen ihn einflösset, daß sie uns die Glückseeligkeiten schildert, die wir ihm schon zu danken haben und noch zu danken haben werden? zum Nachtheil: daß sie, um uns zu nothwendigen Aufopferungen kleiner Annehmlichkeiten des Lebens um der Tugend willen zu bringen und zu hohem Heldenmuthe im Dulden zu erheben, unsern lüsternen Blicken Glanz und Wonne in der ferneren Zukunft zeiget und unserm brennenden Durst nach Unsterblichkeit volle Sättigung verheisset? Würde wohl eine Religion auf das Herz und die Gesinnung der Menschen wirken, die

gar

gar nichts für dieses Herz enthielte? Würden wir uns viel um einen Gott bekümmern, von dem wir weder etwas zu fürchten noch zu hoffen hätten?

Eben in diesen so starken Beweggründen zur wahren Gottseeligkeit wollen wir denn besonders das Gepräge der Göttlichkeit unserer Religion nicht verkennen; aber, je kenntlicher es uns ist, auch desto gewissenhaftern Gebrauch von ihnen zu unserm Heile machen. Hierzu werden wir vornemlich auch heute durch unsern ordentlichen epistolischen Text ermuntert, zu dessen geseegneter Erwägung wir uns mit dem Gebete des Herrn vorbereiten wollen. V. U.

Text.

I. Cor. 9, 24—10, 5.

Wisset ihr nicht: daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber einer erlanget das Kleinod? Laufet nun also, daß ihr es ergreifet! Ein jeglicher aber, der da kämpfet, enthält sich alles Dinges: jene also, daß sie eine vergängliche Krone empfahen, wir aber eine unvergängliche. Ich

laufe

laufe aber also, nicht als aufs Ungewisse: ich fechte also, nicht als der in die Luft streichet. Sondern ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht den andern predige und selbst verwerflich werde. Ich will euch aber, lieben Brüder nicht verhalten: daß unsre Väter sind alle unter der Wolken gewesen, und sind alle durchs Meer gegangen, und sind alle unter Mosen getaufet mit der Wolken und mit dem Meere, und haben alle einerley geistliche Speise gessen, und haben alle einerley geistlichen Trank getrunken: sie trunken aber von dem geistlichen Fels, der mit folgete, welcher war Christus. Aber an ihrer vielen hatte Gott keinen Wohlgefallen: denn sie sind niedergeschlagen in der Wüsten.

Diese Ermahnung des Apostels soll mir nun Stoff geben: einige Anmerkungen über

das heilsame Streben des Christen nach dem Gnadenlohne der Gerechten in jener Welt

vor.

vorzutragen. Wir werden darinnen Anlaß finden

1) einige Betrachtungen über diesen Gnadenlohn selber anzustellen und zu erwägen: wie ihn der Christ anzusehen habe;

2) kurz zu überdenken: wie der Christ nach ihm streben müsse;

3) und endlich: wozu ihm dieses Streben nütze.

Laß uns denn, Gott, der du reich bist an Barmherzigkeit, mit Aufmerksamkeit betrachten: was du denen bereitet hast, die dich lieben, damit wir aufs neue durchs Gefühl unsrer hohen Bestimmung über Trübsinn und Ungeduld, wie über erniedrigende Sinnlichkeit im Genusse der Welt, erhoben und aufs neue entflammt werden, mit weiser Sorgfalt zu trachten nach dem, „das „droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten „Gottes!„ Amen.

Sowohl die im Texte befindliche Ermahnung Pauli an die Corinthier, als die Beschreibung, die er eben daselbst von seinem eigenen Streben nach dem Gnadenlohne der Gerechten macht, zeigt uns fürs erste: mit welcher unerschütterlichen

chen Gewisheit der Christ denselben erwarten könne und müsse und wie glücklich er dadurch vor dem Nichtchristen sey. Kein Wunsch liegt dem Menschen mehr am Herzen, als der: auch nach diesem Leben noch fortzudauern und glücklicher zu werden, als es dieses Leben oft vergönnet; und kein Gedanke erschüttert unsre Seele so in allen ihren Tiefen, vor keinem bebt sie so schaudernd zurück, als vor dem: einst nicht zu seyn, nicht nur dem Leibe nach zu verwesen, sondern auch dem Geiste nach ins Nichts zurückzusinken. Dieses unaufhörliche und unwiderstehliche Streben der Seele nach Thätigkeit und immer aufsteigender Vollkommenheit, dieses Grauen vor dem Hinsinken in ewigen Tod, trieb die Weltweisen, noch ehe ihnen Gottes nähere Offenbarung zu Hülfe kam, sich durch allerley, theils aus diesem ihrem Gefühle, theils aus der Güte und Weisheit Gottes, hergenommene Gründe, die Vermuthung eines Lebens nach dem Tode, so sehr sie konnten, zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu erhöhen. Aber es war doch immer nur Vermuthung; ein dünnes Brett, auf dem sie sich aus dem Schiffbruche retten wollten! Immer konnten sie, ohne den thörichtsten Hochmuth, nicht läugnen: daß sie das unermeßliche Ganze der Regierung Gottes nicht überschauen, nicht in den Rath desselben eindringen könnten, um mit Gewisheit zu bestimmen: „das, und nichts anderes, wird er thun.„ Und gelang es auch eini-

gen Gelehrten, die sich an dieses Denken gewöhnt und ihr Lehrgebäude, durch öftere Betrachtung desselben, sich recht zu eigen gemacht hatten, der Ueberzeugung sehr nahe zu kommen und dadurch ihr Herz zu beruhigen; so war doch der bey weitem grössere Theil der Ungelehrten, im Denken ungeübteren, nicht im Stande ihnen über aufgebrachte Meereswogen nachzurudern. Wie so ganz anders lautet es, wenn ein Apostel Jesu Christi von dieser so sehnlich gewünschten Zukunft redet! Ihm fällt es so wenig ein: daß den Christen, an die er schreibet, auch nur ein Zweifel an der Zuverlässigkeit des zu erwartenden Gnadenlohnes der Gerechten aufsteigen könne: daß er sie eben durch diese Gewisheit ihrer Erwartung zum ernstlichen Streben darnach anzutreiben sucht. Seht, spricht er, die Wettläufer um einen Preiß der Ehre! Wie sie alle ihre Kräfte anstrengen, ohnerachtet nur einer von ihnen das Kleinod des Sieges erhalten kan! Und ihr solltet laß werden, da es um ein weit höheres Kleinod zu thun ist, welches nicht nur einer, sondern alle erreichen können? „Laufet, daß ihr es ergreifet!“ Sehet hin zum Ziele! Dort ist sie schon aufgesteckt die Krone, die eure Scheitel schmücken soll. Auf zu ihr, sie nicht zu verfehlen! —— Konnte er sie gegenwärtiger darstellen, die Vergeltung jenes Lebens?

Und

Und wenn er nun sich selber zum Muster aufstellet und spricht: „Ich laufe aber also, nicht „als aufs Ungewisse: ich fechte also, nicht als „der in die Luft streichet.“ Welche zuversichtliche Ueberzeug leuchtet aus diesen Worten hervor! Ich bemühe mich jenen Gnadenlohn der Gerechten zu erreichen mit einem Ernste, den die Unausbleiblichkeit desselben erzeuget. Nicht, wie ein Wettläufer, der, noch ausser den Schranken, sich ohne sichere Hoffnung übet, sondern als einer, der schon dem Ziele nachjagt. Ich bereite mich nicht erst zum Wettkampfe und fechte nur mit der Luft, als ein Kämpfer, der noch keinen Gegner vor sich hat und seinen Arm zu künftigen Streichen in Bewegung setzt, sondern „ich „betäube meinen Leib und zähme ihn;“ ich gewöhne meinen Körper zu Beschwerlichkeiten und härte ihn zu allem ab, was ich in meinem Amte zu erdulden haben möchte. Und gern thu ich dies, gern verläugn' ich mich selber und bekämpfe mein Herz mit seinen Neigungen und Begierden, weil ich weiß, was mir dafür in jener Welt für ein höheres Glück zu Theil wird. Mit solcher gewissen Zuversicht betrachtet ein Paulus, betrachteten die Christen, an die er schrieb, den künftigen Gnadenlohn der Gerechten; und so können und müssen ihn, nach den Grundsätzen ihrer Religion, noch itzt alle Christen betrachten.

Diese ihre Betrachtung bleibt aber ferner auch nicht beym allgemeinen Hoffen künftigen Ueberbleibens nach dem Tode, oder bey dem Gedanken an Lohn und Vergeltung, überhaupt stehen, sondern sie wissen auch den hohen Werth derselben zu schätzen und kennen schon zum Theil die Vortreflichkeit derselben. Der Apostel erinnert uns an zwo, die den erhabensten Begrif von ihr geben.

Er vergleichet einmal den Gnadenlohn der Gerechten in jener Welt mit dem Kranze von Laub, der bey den Wettspielen der Griechen dem Sieger zu Theil ward. Wer in der Geschichte dieses Volkes nicht fremd ist und sich mit seinem Geiste in ihre Lage und Sinnesart versetzen kan, wird erachten: was die korinthischen Christen bey dieser Vergleichung denken und empfinden mußten. Nie hat wohl einem Könige das Herz stärker geschlagen, wann ihm die goldne Krone aufs Haupt gesetzet ward, als es den Isthmischen Kämpfern schlug, wann ihre Schläfe mit Lorbeer gekränzt wurden. Eine höhere Ehre dachte sich auch der Ehrsüchtigste nicht. Fürsten drängten sich, ihrer werth zu seyn, und feyerliche hohe Preißgesänge übergaben solchen Ruhm der Unsterblichkeit. Nichts glich der Freude des Siegers, und die Geschichte meldet: daß ein Vater, dessen drey Söhne, an einem Tage, in verschiedenen Spielen den Preis errungen hatten, da

sie

sie ihm ehrfurchtsvoll ihre erstrittenen Kränze aufs Haupt setzten und alles Volk ihm Glück wünschte, unter ihren Umarmungen, vom Uebermaas der Wonne gleichsam erstickt, den Geist aufgegeben habe. So konnte denn Paulus den Christen zu Corinth kaum etwas stärkeres sagen, um ihnen den Gnadenlohn der Gerechten in jener Welt als etwas sehr wünschenswerthes, als die höchste Ehre und Würde und Glückseeligkeit, abzubilden, als wenn er sie mit jenem Kleinode, mit jenen Ehrenkronen verglich.

Aber er thut noch mehr, ihren Begrif davon zu erhöhen. Er zeigt ihnen den doch noch immer unermeßlichen Abstand von diesem irrdischen Ehrenkranze zu dem himmlischen, den sie aus Gottes Hand empfangen sollten, indem er beyde in Ansehung ihrer Dauer vergleicht: „Jene also, daß sie eine vergängliche Krone empfahen, wir aber eine unvergängliche.“ —— Eine unvergängliche! Wie viel sagt dieses einzige Wort! Mochten die Olympischen Sieger noch so viel von Unsterblichkeit träumen! Ihre Lorbeern welkten doch endlich, wurden oft durch darauf folgende Thaten, und wenigstens zuletzt durch den Tod, vom stolzen Haupte gerissen und wenig Namen der Gekrönten leben nur noch, die die Dichtkunst verewiget hat. Nicht so die Krone, die unserer Scheitel wartet. Sie kan nicht verwelken.

Ewig, gleich der Dauer unsrer Seele, soll auch ihr Himmel seyn. Schon wär' es Gnade, tief im Staube anzubetende und zu preisende Gnade, wenn wir, nach sechzig oder siebenzig Prüfungsjahren, Myriaden, wenn wir nur etliche Tausende der Vergeltungsjahre, ach! wenn wir nur Hunderte derselben zu gewarten hätten. Könnt' uns doch eines schon für das Ungemach des Erdelebens entschädigen, eines schon uns mit Wollust sättigen und den Geber der Freuden verherrlichen. Aber immer weiter sollen sich unsre Anlagen, Fähigkeiten, Kenntnisse, Kräfte, entwickeln und ausbreiten. Immer neue Gefühle der Wonne sollen unser Herz überströmen. Immer aufsteigen soll unser Glück und nie ein Ende nehmen. „Freude die Fülle und liebliches Wesen" soll uns an Gottes Throne werden immer und ewiglich.

So betrachtet der Christ den Gnadenlohn der Gerechten und darum treibt ihn schon seine Natur, nach ihr zu streben. Auch würde es überflüssig seyn, ihn hierzu ermuntern zu wollen, wenn er nicht zuweilen vergässe: wie er nach ihr streben sollte. Hierüber belehrt uns nun der Apostel im Texte ferner auf eine zweyfache Art.

Die Herrlichkeit des zu hoffenden Preises, spricht er fürs erste, bringt die Wettkämpfer dahin, sich alles dessen zu enthalten, was sie im geringsten hindern könnte, ihren Lauf rühmlich zu vollenden, und ihren Kampf siegreich zu kämpfen.

pfen. Wie sollten wir nicht auch uns gern verläugnen, um die bessere, die unvergängliche, Krone zu erlangen? „Ich betäube meinen Leib „und zähme ihn.“ Das ist also eine Aehnlichkeit, die wir mit jenen Wettläufern haben sollen. Wir sollen uns alles dessen enthalten, was uns in unserm geistlichen Laufe, was uns auf der Bahn der Gottseeligkeit, aufhalten und in Gefahr setzen könnte, jenen Gnadenlohn der Gerechten in jener Welt zu verliehren. Selbst solche Dinge, wozu wir an sich ein Recht hätten, wie jene Kämpfer zu manchen Getränken und Speisen, der sie sich entschlugen, selbst an sich unschuldige Ergötzungen, müssen wir uns versagen, wenn sie unsrer Tugend gefährlich werden können, weil gar kein irrdisches Vergnügen das himmlische, das wir darüber verliehren würden, aufwiegen kan. Auch diejenigen Güter, welche uns so lieb, als unsre rechte Hand und unser Auge, sind, spricht der Heiland selber, müssen wir fahren lassen, wenn ihr Besitz oder Genuß uns um die Seeligkeit des Himmels bringen könnte.

Aber nicht genug, daß wir „das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste verläugnen.“ Wir müssen auch „züchtig, gerecht „und gottseelig leben in dieser Welt,“ um mit Zuversicht warten zu können „auf die seelige „Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des „grossen Gottes und unsers Heilandes Jesu Christi.“ Und hieran erinnert uns Paulus mit

 dem

dem Aufrufe: „Laufet also, daß ihr es ergreifet!“ Strenget alle eure Kräfte an! Nützet alle von Gott erhaltene Gaben, Einsichten und Gelegenheiten, um immer näher dem Muster Jesu zu kommen! Keine Mühe sey euch zu groß, immer besser, gottgefälliger, also reifer zum Himmel zu werden! Wie liessen sichs jene Kämpfer und Wettrenner so sauer werden! Wie boten sie gleichsam jede schlummernde Kraft des Körpers auf, strengten jede Sehne an, um das Kleinod nicht zu verfehlen! Und welchen Beschwerlichkeiten unterziehen nicht auch wir uns oft, um unsre Leidenschaften zu befriedigen! Mit welcher Emsigkeit, mit welcher Anspannung der Nerven, des Körpers und Geistes, mit welchem Aufwande von Zeit und Ruhe und Bequemlichkeit, sorgen wir bald für unsern Unterhalt, bald für unser Vergnügen, bald für unsre Ehre! Und sollte das Vergnügen, die Ehre, die Gott seinen Lieblingen bereitet hat, die Herrlichkeit, zu der uns sein Sohn, unter Martern sterbend, den Eingang eröfnet hat, mindrer Anstrengung würdig seyn?

Zwar scheinen manche Christen zu wähnen: um Ansprüche an die göttlichen Belohnungen machen zu können, dürfe man sich nur äusserlich zu seinem Volke bekennen und durch Gebet und Gottesdienst dazu gehören. Allein wie sehr warnt der Apostel auch vor diesem gefährlichen Irrthume, wann er uns im Texte an das Beyspiel der Israeliten erinnert, die in manchem Betrachte

Aehn-

Aehnlichkeit mit uns gehabt hätten, beynahe gleicher Vorzüge und göttlicher Wohlthaten, als wir durch Taufe und Abendmal, gewürdigt worden, aber um ihrer Sünden willen dennoch von den göttlichen Strafen nicht verschonet geblieben seyen. „An ihrer vielen hatte Gott kein Wohl„gefallen: denn sie sind niedergeschlagen in der „Wüsten.“ Das ist aber, fährt er drauf unmittelbar nach unserm Texte fort, „das ist aber „uns zum Vorbilde geschehen.“ Das soll uns vor ähnlicher stolzen Sicherheit zurückschrecken. Und also kan und muß es uns so gar auch anfeuern, unermüdet „in dem Kampfe fortzufahren, „der uns verordnet ist;“ „allen Fleis anzu„wenden und in unserm Glauben Tugend dar„zureichen;“ unsre Seeligkeit nicht nur zu wün„schen, sondern auch mit Furcht und Zittern — „mit zärtlicher Besorgnis — zu schaffen;“ kurz: „zu laufen, daß wir das Kleinod er„greifen.“

Noch mehr kan uns aber zu einem solchen ernstlichen Streben nach dem Gnadenlohne der Gerechten in jener Welt der Nutzen dieses Strebens selber anspornen, den wir nun noch kürzlich ermessen wollen.

Ein sichtbarer Nutzen dieser Art ist schon fürs erste die Veredlung und Erhöhung unsers Geistes. Der Erfahrung gemäs, gewöhnt sich der Geist des Menschen zu grossen oder niedrigen Gesinnungen, zu edler oder unedler Denkungsart,

nachdem er mehr oder weniger mit hohen oder niedrigen Gegenständen zu thun hat. Wenn wir uns nun beständig als Erben der erhabensten Güter aus Gottes Hand, als Theilnehmer ewiger, überirrdischer, Herrlichkeiten zu betrachten und nach ihnen aufzustreben gewohnt sind; wenn „unser Wandel — mit dem Apostel zu reden — „im Himmel ist;“ werden wir da nicht auch himmlisch gesinnet werden? Sollte es uns da nicht von Tag zu Tage leichter werden, uns über die Aengstlichkeit in kleinen Erdenwünschen und Erdensorgen, wie über die verführerischen Reitze der sinnlichen Lust, zu erheben? Sollten wir da nicht mit einem gewissen Gleichmuth auf die Scheingüter des Lebens, und mit Verachtung auf die Versuchungen zum Laster, herabblicken? Wer sich mit Diamanten zu schmücken gewöhnt ist, hascht der nach an der Sonne blinkendem Glase?

So wird denn eben dieses Streben nach dem Gnadenlohn der Gerechten in jener Welt — und das ist sein **zweyter** Nutzen — auch die Fertigkeit in guten Handlungen befördern. Je mehr der Christ sich alles Ernstes in ihnen übet, je emsiger er sich anstrengt und beeifert, nicht nur gut zu scheinen, sondern auch zu seyn, und immer mehr sich Stufen der Seeligkeit zu bauen, desto geläufiger müssen ihm edle Thaten werden; Thaten, die, vor Gott gewogen, seiner werth und seiner hohen Bestimmung gemäs sind; desto schleuniger steigt er

von Gerechtigkeit zu Großmuth, von Recht- schaffenheit zum höchsten Adel der Seele; und Werke, die dem Trägen Wunder der Güte und Menschenliebe scheinen, sind ihm zuletzt Gewohnheit.

Ein **dritter** Nutzen dieses unser so würdigen Strebens ist die Beruhigung in Leiden und die Erleichterung des Ungemachs, die es uns verschafft: Dies thut es offenbar auf mehr als eine Art. Oft haben Menschenkenner es angemerkt: daß wir über dem Anstrengen thätiger Kräfte, die auf einen grossen Endzweck gerichtet sind, zuweilen Unannehmlichkeiten des Lebens vergessen oder nur halb fühlen, die uns ausserdem sehr fühlbar und beschwerlich gewesen seyn würden. Wie oft vergaß der siegsbegierige Held im Getümmel der Schlacht seiner eigenen blutenden Wunden! Es ist in solchen Fällen, als ob die Seele, sich mehr als sonst ihrer Würde bewußt, kleinere Gegenstände ihrer Betrachtung zu würdigen, sich nicht abmüssigen möchte; oder als ob die äusseren Sinne schliefen, indeß die inneren trunken an dem hohen Bilde hangen, das uns allein eine Welt geworden ist. Wo aber ist höherer Zweck, wo ernsteres Anstrengen der Kräfte, als bey dem vorhin beschriebenen Streben nach dem Himmel? Ja, hier kömmt noch der Vortheil hinzu, daß die Seele sich mit dem allerberuhigendsten Gegenstande beschäftigt. Die immer nähere Vergegenwärtigung jener erhabensten künftigen Freuden

erheitert den trüben Geist, gibt dem Gemüthe neue Stärke und macht uns nicht nur das gegenwärtige Ungemach an sich schon erträglicher, sondern gießt auch über die niedrigeren Freuden des Lebens einen gewissen wohlthätigen Schimmer, daß sie desto erquickendere Erhohlungen auf unsrer Pilgerschaft werden. Das ist das „Schmecken des „gütigen Wortes Gottes und der Kräfte der zu„künftigen Welt,“ von dem Paulus im 6. Kap. seines Briefes an die Ebreer redet. Und ist es nicht auch eben dieser stäte, sichre, Blick in die Gegenden der Wonne, der uns am besten vor der Unzufriedenheit mit der göttlichen Regierung bewahren kan? vor jener Ungeduld, die so oft unsre Unfälle schwerer und unerträglicher macht? Ist es nicht die Hoffnung künftiger überschwenglichen Entschädigung, die uns am ersten mit dem gegenwärtigen Ungemach aussöhnen kan? Ist sie es nicht, die uns Kraft ertheilet, mit den Gesendeten des Herrn auszurufen: „Das Leiden dieser Zeit ist „nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll of„fenbaret werden, von Ewigkeit zu Ewigkeit! „— Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, „schaffet eine ewige und über alle Maassen wich„tige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf „das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; „denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber „unsichtbar ist, das ist ewig“?

Endlich der **letzte** und größte Nutzen, den solch ein Streben nach dem Gnadenlohne der Gerech-

rechten in jener Welt uns gewähret, ist das wirkliche Ergreifen dieses Kleinodes. „Laufet, schrieb „Paulus im Texte, laufet nun also, daß ihrs „ergreifet!“ Wer also ernstlich darnach strebet, dem kan es auch nicht entgehen. „Wer da su„chet, der findet; wer anklopfet, dem wird auf„gethan.“ Denn „Gott ist treu, der es uns „verheissen hat, welcher es auch thun wird.“ Wir laufen, können wir dann kühn dem Apostel nachsprechen, „wir laufen also, nicht als aufs „Ungewisse; wir fechten also, nicht als die in die „Luft streichen.“ Jede Ueberwindung, die uns dieser Kampf kostet, jedes überstiegene Hindernis, jedes aufgeopferte Vergnügen, jede bezwungene Begierde des Herzens, wird vom Vergelter aufgezählt und vermehret einst den Glanz der unvergänglichen Krone. Und, hell schon von ihr angestrahlet, jauchzen wir dann am Ziele der glorreichen Bahn: „Ich habe einen guten Kampf „gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich „habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir „der Herr, der gerechte Richter geben wird, nicht „aber mir allein, sondern allen, die seine Erschei„nung lieb haben!“

So, Christen, so wollen wir, um uns zu dem nun erwogenen Streben nach dem Gnadenlohne der Gerechten immer mehr zu entflammen, so wollen

len wir ihn oft betrachten; uns immer mehr von seiner Gewisheit und hohen Vortreflichkeit überzeugen; oft ihn mit dem unseeligen Erfolge des Lasters vergleichen und oft auf die Beyspiele der vollendeten Gerechten hinsehen, die die Palme errungen haben. Dann werden wir immer mit verneutem Ernste „nachjagen dem vorgesteckten „Ziel;“ „kämpfen den guten Kampf des Glau„bens, daß wir ergreifen das ewige Leben.“

Und dann wirst du, ewige Güte, deine Absicht, uns unaussprechlich zu beglücken, auch an uns erreichen. Hilf du uns schwachen! Gib uns den himmlischen Sinn! Gib uns Muth und Entschlossenheit und Kraft, alles zu überwinden, was uns von deiner Gnade entfernen könnte, und alles zu dulden und alles zu thun, was uns dir, und mithin unserm wahren Glücke, näher bringt! Und wann wir dann einst, durch deines Geistes Beystand, ausgerungen haben werden; wann die Morgenröthe der bessern Welt neue Lebenskräfte in uns giessen wird, wie wollen wir sie da zu deinem Preise anwenden und unsre höchste Seeligkeit darinnen finden, mit reineren Lippen, als hier, in die Lobgesänge deiner Verklärten einzustimmen von einer frohen Ewigkeit zur andern! Amen. Halleluja! Amen.

III.

Am
Sonntage Miseric. Domini.

Ueber
den gewöhnlichen
Epistelext.

Am Sonntage Misericordias Domini.

Rache! Ein schreckliches Wort! Schrecklich für den, der sie nimmt, und den, der sie gibt! Schrecklich im Kleinen und noch schrecklicher im Grossen! Gleich einer durch einen unglücklichen Funken in Flammen gesetzten Pulvermenge, reißt sie oft alles, was ihr entgegen kommt, mit sich in gleichen Ruin, oder schleicht in verborgenen Gängen, mit heimlicher Wuth, um Palläste und Throne in Schutt zu stürzen. Von ihr aufgereitzt, vergißt oft der Mensch die geheiligten Rechte der Gastfreundschaft und der Verwandschaft des Blutes, zerreisset alle sanftere Bande der Gesellschaft, ergötzt sich am Anblick von ihm vergossener Ströme von Blute, verwüstet Länder und Städte, und würget, selbst wenn sein Beleidiger schon längst zermalmet ist, noch unter Unschuldigen unersättlich fort, gleich einem in den

heissen Wüsten des mittäglichen Landes erzeugten reissenden Thiere. Schaudernd steht der Menschenfreund am Bilde ihrer Folgen und weiß sichs kaum zu erklären: wie der nach Gottes Bilde geschaffene, von seinem Schöpfer mit einem natürlichen Mitgefühle begabte Mensch, sich am Leiden und Unglück seines Geschlechtes, seiner Mitmenschen belustigen kan? Und machts ihm gleich einige Kenntnis des menschlichen Herzens begreiflich: daß wilde, ungebildete Völkerschaften, oder aufgeklärte, aber blos ihren natürlichen Einsichten folgende, Menschen sich einer solchen Wuth der Rachsucht überlassen können, wenn bald Irrthümer und Vorurtheile, bald Unvollkommenheit ihres äusserlichen Zustandes, bald Stolz oder Anlage zu heftigen Gemüthsbewegungen, ihnen dazu Reitz und Anlaß geben; so muß er doch immer erstaunen, nicht seltene Beyspiele dieser feindseeligen Neigung auch unter dem Volke anzutreffen, das sich nach dem Namen des erhabensten Lehrers der Liebe, nach Jesus Christus nennet. Denn ist irgend eine Lehre der Rachgierde, wie überhaupt dem Menschenhasse in jeder Gestalt, gerade entgegen, und ist irgend eine Religion fähig, den Menschen durch weise Vorstellungen und kräftige Mittel wider solche ihn erniedrigende Ausdrücke gehässiger Leidenschaften zu wafnen und zu Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit und wahrer Menschenliebe zu begeistern, so ist es gewis die geheiligte Religion der Christen. Wer sie recht

kennet

kennet und ernstlich zur Führerin seines Lebens erwählt hat, muß jene wilde Wuth verabscheuen und wird aus den häufigen Beyspielen rachgieriger Christen nichts nachtheiliges für die Kraft seines Glaubens, sondern nur das schliessen: daß es unter ihnen viel Halbchristen und viel solche gibt, die Nachfolger Jesu zu seyn wähnen, weil sie ihr Gedächtnis eine Zeitlang mit seinen Lehren beschäftigt und etwa einige Gebehrden des Christenthums sich zu eigen gemacht haben, oder gar, weil sie gern durch ihn seelig werden möchten, ob sie gleich an ihrer Verdammnis arbeiten. Hievon wird ihn, unter vielen andern Vorstellungen der heiligen Schriften, besonders auch| der Vortrag eines heiligen Petrus in dem heute zu erwägenden epistolischen Texte überführen. Möge doch dessen Innhalt uns alle mit neuer Vorsicht vor jener uns so durchaus unanständigen und höchstgefährlichen Rachsucht erfüllen! Wir wollen Gott darum anrufen in dem Gebete seines Sohnes V. U.

Text.

I. Pet. II. 21—25.

Dazu seyd ihr berufen. Sintemal auch Christus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen in

seinen Fusstapfen. Welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden. Welcher nicht wiederschalt, da er gescholten ward, nicht dräuete, da er litt; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet. Welcher unsre Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben; durch welches Wunden ihr seyd heil worden. Denn ihr waret, wie die irrenden Schafe; aber ihr seyd nun bekehret zu dem Hirten und Bischoffe eurer Seelen.

Dieses Vorbild Jesu und sein hier gerühmtes Verdienst um die Wohlfarth unserer Seele soll uns denn itzt Anlaß zu heilsamen Betrachtungen über

die Rachsucht, als eine Christen höchstunanständige Begierde,

geben. Sie ist

1) schon einem Menschen, als Menschen, äusserst unanständig, noch weit unanständiger aber ist sie ihm
2) als Christen.

Wenn

Wenn ich die Rachsucht einem Menschen, als Menschen, schon unanständig nenne, A. so läugn' ich damit nicht, daß sich Fälle denken lassen, in denen die Rache selbst vor dem strengsten Richterstuhle Verzeihung hoffen könnte. Ganz unempfindlich gegen alle Beleidigungen kan auch der trägste, kälteste, Sterbliche nicht werden, wenn er es gleich gegen einige ihn minder rührende seyn mag. Und wär' er so fühllos, so würd' er unser Mitleid oder unsere Verachtung verdienen. Denn wär' er gegen Beeinträchtigungen seiner Ehre oder seines Vermögens gleichgültig, so würd' er es auch gegen Wohlthaten seyn; so würden wir nie hoffen dürfen, durch Gefälligkeiten oder Dienste der Liebe seine Achtung oder Gegenliebe zu erwerben, so hörten gewissermassen seine Verbindungen mit der Welt auf, für die er so wenig als sie für ihn Sinn hatte; so wär' er ein Bösewicht. Preis der Fürsehung, die schon durch unsere Natur dafür gesorgt hat, daß es nicht viel solche Unmenschen gibt, indem sie jedem sein Theil Selbstliebe gab. Durch sie gewarnet, weichen wir den uns gefährlichen Bosheiten unserer Feinde aus und wenden alles an, sie auf die Zukunft zu verhüten. Geschieht dieses nun durch rechtmässige, d. h. solche Mittel, die mit der Liebe zu Gott und der Menschenliebe bestehen können, so thun wir damit nicht nur einem Naturtriebe, sondern auch unserer Pflicht gegen uns selber ein Ge-

 nüge.

nüge. Wenn wir uns also einen durch keine Offenbarung erleuchteten rohen Sohn der Natur vorstellen, dessen Herz nicht von der Hand einer sorgfältigen Erziehung seine Bildung und Kraft sich selber zu beherrschen empfangen hat, dem wohl gar von zarter Jugend auf Rachegeist eingeflösset und tief eingedrückt worden ist: Beleidigungen nicht unvergolten lassen, sey ehrwürdige Pflicht; wenn wir ihn uns in einem Lande denken, das weder Gesetze noch Staatsverfassung hat, ihn vor Beleidigungen sicher zu stellen und seinen Feind im Zaume zu halten; dürfen wir uns da wohl wundern, wenn er seine Zuflucht nicht zu obrigkeitlicher Hülfe nimmt, — von deren wohlthätigem Schutze er sich gar keinen Begrif machen kan, — sondern mit eigener Faust seine Rechte behaupret und den Beleidiger, den Stöhrer seiner Ruhe durch ein gleiches Gefühl zur Erkenntnis seines Unrechts zu bringen und von ferneren Beleidigungen abzuhalten sucht? Dürfen wir uns wundern, wenn bey ihm das natürliche Mitgefühl nicht stark genug ist, der Selbstliebe, seinen durch keine Vernunft gebändigten sinnlichen Trieben und dem beleidigten Stolze, sich überwunden zu sehen, die Wage zu halten? Dürfen wir uns wundern, wenn er seine Leidenschaften nicht zu mässigen weiß und weiter geht, als es zu seiner Sicherstellung nöthig wäre; wenn er um sich seinen Feinden recht furchtbar zu machen und in der Verblendung des

Zornes

Zornes Grausamkeiten verübet, vor deren Erzählung gesitteten Menschen schaudert; wenn seine gekränkte Eigenliebe und die schmerzliche Empfindung des ihm widerfahrnen Uebels, dasselbe in seiner Einbildung vergrössert und er wohl gar, um zur höchsten Gewisheit der völligen Vernichtung seines Feindes zu gelangen, selbst dessen Leichnam verzehret? Gräßlich muß er freylich jedem vorkommen, dem die zärtern Gefühle der Menschlichkeit und die Regeln des Rechts und der Billigkeit nicht fremd sind. Aber nicht auch bedauernswürdig? Wer wollte über ihn das Urtheil sprechen und seine Selbstvertheidigung Bosheit nennen? Wer selbst seine Rachsucht, die so natürliche Folge unverschuldeter Irrthümer oder seines äusserlichen Zustandes ist, gerade zu verdammen? Wer das könnte, müßte äusserst unduldsam seyn. Und Unduldsamkeit ist doch wohl noch weit schlimmer, als Rachsucht.

Aber selbst der Duldsamste muß eben diese Rachsucht äusserst unanständig und unverzeihlich an Menschen finden, die längst aus dem Stande der Wildheit herausgetretten sind, und alle Vortheile bürgerlicher Gesellschaften geniessen können. Wenn diese die Aufwallung der Leidenschaft nicht dämpfen mögen; wenn sie der Obrigkeit das Schwerdt aus den Händen reissen, um ihren Muth an dem zu kühlen, der so unglückiich gewesen ist, ihr Vergnügen zu unterbrechen, oder

ihre Ehre zu kränken, womit können sie sich entschuldigen? Wenn sie statt auf eine den Gesetzen gemässe Art für ihre eigene Sicherheit zu sorgen, die erlittene Beleidigung nicht nur selber zu ahnden sich heraus nehmen, sondern es so gar auf eine so anhaltende oder unbeschränkte Art thun; daß sie selber die ärgern Beleidiger werden, womit können sie ihre Schadenfreude rechtfertigen? Etwa mit dem Recht der Wiedervergeltung? Aber dies kan nur unter wilden Völkern und selbst da nur in dem Maase gelten, als es eines jeglichen eigene Sicherheit und Ruhe erheischet. Bey gesitteten tritt das Strafamt der Obrigkeit an dessen Stelle. Oder mit der Heftigkeit ihrer Leidenschaften? Eine ehrlose Entschuldigung, die, wenn sie gelten sollte, den Dieb zum ehrlichen Manne machen und den Mörder unter die Menschenfreunde setzen würde! Oder mit einem verzärtelten Stolze, dem jede Kränkung unerträglich wird? Ein lächerlicher Stolz auf die Ehre in die Gesellschaft wilder Thiere zu gehören, und unmenschlich zu seyn, weil man zu schwach oder zu träge ist, menschlich zu denken und zu fühlen! In einem gebildeten Staate, bey einem durch Wissenschaften erleuchteten Volke, kan: sich selber rächen, vernünftiger Weise nichts anders heissen, als: sich am Schaden desjenigen ergötzen, der einen beleidigt hat, und einem Menschen wehe thun, um ihm wehe zu thun, und sich bey kaltem

Blute,

Blute, nach langer Zeit, und auf eine grausame Art rächen, nichts anders: als ein Wüthrich, oder ein Sklave des Hochmuths oder der Selbstsucht seyn, den die Menschheit als einen Schandfleck von sich betrachten muß.

Ist aber die Rachsucht etwas so abwürdigendes für den Menschen, als Menschen, wie unanständig muß sie ihm erst seyn, wenn er auch Christ ist!

Selbst die erklärtesten Feinde des Christenthums können ihm den Ruhm nicht nehmen, daß es die edelste, uneigennützigste, Menschenliebe empfehle, auf die stärkste und kräftigste Art zu ihr ermuntere, und auf Selbstverläugnung dringe. Nach ihm ist die höchste Schande des Menschen die, wenn er ein Menschenfeind ist, und sein ewiges Schicksal wird vornemlich nach seiner Gesinnung gegen die Menschen entschieden werden. Nach ihm mag man immer alle Weisheit und alle Erkenntnis und alle noch so gerühmte Vorzüge, selbst Wundergaben, besitzen, ohne Menschenliebe bleibet man ein tönend Erz. Nach ihm sollen wir alle Menschen als Geschöpfe betrachten, die mit uns um deßwillen aus einem Blute entsprossen sind, damit wir sie alle als unsere Verwandte lieben sollen; als Geschöpfe, die unserer Achtung und Liebe immer schon um deß-

willen werth sind, weil Gott selber sie schon von Ewigkeit geliebet, der Erlösung durch seinen Sohn werth geachtet, durch besondere Fähigkeiten und höheres Vergnügen von den übrigen Erdengeschöpfen ausgezeichnet und nicht nur zu grossen Entzwecken auf der Erde, sondern auch zu erhabenen Glückseeligkeiten in der künftigen Welt bestimmet hat. Nach ihm hängt das ganze Gesetz und die Propheten an diesem vornehmsten und größten Gebot: „Du sollt den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, und von allen Kräften und deinen Nächsten als dich selbst.„ Nach ihm, nach seines Stifters ausdrücklichen Worten, ist es das ächte Merkzeichen wahrer Christen dieses, daß sie sich untereinander lieben, und ihr beständiges Bestreben: vollkommen zu werden in der Liebe, wie ihr himmlischer Vater darinnen vollkommen ist. Nach dem Geiste dieser Religion ist also schon überhaupt jede gehässige Neigung etwas unanständiges, und es ist unwidersprechlich entschieden: daß der Rachsüchtige kein wahrer Christ seyn könne, ja daß ihm gerade ein Hauptzug zu dem Charakter eines guten Christen fehlt.

Dieses fällt aber noch mehr in die Augen, wenn wir die besondern Abmahnungen von aller Rachgierde in dem Evangelium Jesu erwägen; so wie die ausdrücklichen Ermahnungen zur Sanftmuth, Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit und Liebe der Feinde. Zu diesen gehört nun auch unser Text, in welchem uns der Apostel das erhabenste Muster grosser Gesinnung und edeln Betragens gegen die Beleidiger, in dem Beyspiele unsers Erlösers, vor die Augen stellet, und diese Vorstellung noch dadurch verstärket, daß er uns zugleich auch die Absicht des versöhnenden Todes desselben zu Gemüthe führet. „Christus, spricht er, hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen „ seinen Fusstapfen. Er hat uns in seinem Leiden ein Muster gegeben, dem ihr nachzuahmen schuldig und verpflichtig seyd. Dieses Muster setzt er nun nicht nur darinn: daß er die Bosheiten seiner Feinde nicht mit gleichen Bosheiten erwiedert und vergolten habe, sondern in eine völlige Entfernung von allen, auch den geringfügig scheinendsten Handlungen, die auch nur die mindeste Rachgierde hätten verrathen können; in eine Geduld, die um desto bewundernswürdiger war, da er ganz unverschuldet litte. „Welcher, heißt es, keine Sünde gethan hat, ist auch „ kein Betrug in seinem Munde erfunden. Er hatte nichts verbrochen, und nie war ein boshaftes Wort über seine Lippen gekommen.

Desto

Desto gerechter wäre sein Unwille gewesen. Die Menschen geben oft durch ihr Betragen selber Anlaß, daß andere sie beleidigen, und reitzen sie wohl selbst zu Uebereilungen der Erbitterung und zu Vergehungen, die sie hernach zu rächen sich berechtigt glauben. Aber hier duldete der Heiligste und Gerechteste, der, wenn er jemand wider sich erbittert hatte, es zu seiner Ehre, durch Weisheit und Tugend gethan hatte, und duldete mit Sanftmuth. „Er schalt nicht wieder, da er gescholten war, und drohete nicht, da er litte.„ Rachgierige Menschen vergelten Böses mit Bösem, und wenn sie ihre Rachsucht beschönigen wollen, behaupten sie: ein Schimpfwort im Zorne entfahren, habe nicht viel auf sich. Er erlaubte sich selbst diese unschädlichere Art der Selbstrache nicht, ohneracht et man ihn äusserst beschimpfte, und bewies sich nicht rachgierig, ob er gleich unschuldig litt. Sondern „er stellte es dem heim, der da recht richtet.„ Er überlies alle Rache Gott, welcher alles Unrecht auf die gerechteste Art ahndet. Ja er betete so gar sterbend für seine Mörder: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!„ Wie entehrend wäre es für dessen Nachfolger, wie sehr verrieth er; daß er dieses Ehrennamens unwerth sey, wenn ihn das öftere Anschauen dieses Musters nicht stärken könnte, seiner natürlichen Empfindlichkeit zu widerstehen, die ersten

An-

Anfälle des Zorns zu bekämpfen und sein Herz vor der Rachsucht zu bewahren!

Wie unanständig ferner aus dem Grunde, weil eben dieser Christus unsere „ Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz, auf daß wir der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben. „ Weil der Christ weiß von Petrus hier und im Brief an die Römer von Paulus belehret ist: daß der Opfertod Jesu, die Folge nach Gottes Absicht haben soll, daß wir der Sünde sterben, von der Uebung aller sündlichen Werke abstehen, und dagegen nichts als unsträfliche Werke verrichten, in einem ganz neuen Leben zum Dienste der Tugend uns widmen. Was könnte den Sterblichen bewegen, seine Leidenschaften zu bezähmen und Jesu nachzufolgen, wenns die Betrachtung dieser gnädigen Absicht Gottes, wenn es die Liebe des sich für uns aufopfernden Sohnes nicht kan? Was könnte ihm die Liebe der Feinde nachdrücklicher empfehlen, als die Betrachtung: daß der Sohn des Höchsten auch für sie, auch zu ihrer Rettung, den Kreuzestod starb?

Und wenn denn dieser sein Herr ihm die Vergebung der ihm erwiesenen Beleidigungen so ernstlich befohlen hat, daß er ihn so gar beten lehrte: Vergib uns unsere Schuld, als auch

wir

wir vergeben unsern Schuldigern; daß er ihm ausdrücklich versicherte, Gott werde auch den Menschen ihre Versündigungen nicht vergeben, wenn nicht auch sie von Herzen vergeben ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler; wenn sein Gesendeter wörtlich befiehlt: „Rächet euch selbst nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorne Gottes; denn es stehet geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.„ Wie läßt sich Christenthum und Rachsucht vereinigen?

So dürfen wir uns also gar nicht rächen? O ja! Christen! Es gibt eine Rache, eine edle Rache, zu der Jesus selber ermahnet, wenn er spricht: „Seegnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen. Bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel; denn er lässet seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte!„ Und sein Apostel: „So deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn!„ Auf solche Art rächet sich der Christ. Jede andere Rache ist ihm durchaus unanständig.

Wie mögen also doch wohl manche es zn den Freyheiten und Rechten eines höhern Standes rechnen, sich rächen zu dürfen? Sollen es Vorzüge

züge seyn, so zu denken und zu handeln, wie es einem vernünftigen und gesitteten Menschen und besonders einem Christen nicht geziemet? Wie gern wird sich dann der Rechtschaffene, der Edelmüthige, der Christ zum Pöbel rechnen lassen! Zwar fehlt es ihnen nicht an Entschuldigungen und scheinbaren Beschönungen der Ausnahme, die sie von der christlichen Pflicht der Feindesliebe machen. Bald soll es die Ehre, — ein Wort bey dem sich viele gar nichts oder etwas falsches denken, — bald soll es die Ehre gebieten, sich am Beleidiger zu rächen. Eine Ehre, auf die denn Grönländer und Huronen am ersten Anspruch machen können, und die selbst an diesen nur verzeihlich gefunden wird, weil sie Huronen sind. Und kan die Ehre die Uebertrettung menschlicher und göttlicher Gesetze rechtfertigen, so ist die Tugend ein leerer Traum, so widerspricht sich Gott, der uns selber den Trieb nach Ehre einpflanzte. Bald soll es zur Selbstrache berechtigen, daß wir bey den weltlichen Obrigkeiten nicht immer Recht erhalten können. Aber wie kan die Lasterhaftigkeit anderer unsere Vergehungen entschuldigen? Und gibt es nicht immer einen Gott, der da recht richtet, dem wir gleich Christo die Rache heimstellen können? Bald gibt man es für erwiesen aus: daß die Nachsicht gegen Beleidiger sie nur desto muthiger mache. Aber wenn auch dieses von einigen Bösewichtern gelten mag, so folgt doch daraus nicht: daß man sich selber rä-

chen

chen, sondern nur, daß man auf seine Vertheidigung Bedacht nehmen müsse; welches auch durch rechtmässige Mittel geschehen kan; so ist doch auch eben so erwiesen: daß Schonung gegen den Feind, ihn oft zur Erkenntnis seines Fehlers, zur Reue über sein Vergehen bringe; eben so erwiesen: daß man den Feind durch Rache noch mehr erbittere, und daß er, wenn er sich fürchten muß, uns öfentlich anzugreifen, noch weit gefährlicher, als zuvor wird. Wie viel Feindschaften, und Meutereyen und Mordthaten weniger würden die Geschichte der Menschheit beflecken, wenn der Geist der Liebe und Sanftmuth, der Geist des Evangeliums Jesu immer auf ihr geruhet hätte!

O! daß er immer auf uns allen ruhen, uns vor den entehrenden Misbräuchen des Triebes zur Selbsterhaltung bewahren, und immer geschickter machen möge, einst Besitz zu nehmen von den ewigen Wohnungen des Friedens! Amen.

IV.

Am
Tage Philippi und Jacobi.

Ueber
den gewöhnlichen
Evangelientext.

Am Tage Philippi und Jacobi.

Es ist immer Prahlerey, A. wenn manche Menschen vorgeben: daß der Gedanke des Todes gar nichts beunruhigendes für sie habe. Die Unruhe des Menschen bey diesem Gedanken ist ein seiner Natur eigenes Gefühl, das er zwar mildern, oder übertäuben, aber nicht ausrotten kan. Denn es stammet aus dem Triebe zum Leben und zu dessen Erhaltung, den der Schöpfer aus den weisesten und gnädigsten Absichten uns allen eingepflanzet hat. Zwar ist es bey einem stärker oder schwächer, als bey dem andern, nachdem ihn sanftere, angenehmere, Bande an die Welt fesseln, die er verlassen soll; oder Sorgen, Kummer und Schmerz ihm einen Ueberdruß am Leben beygebracht haben; oder nachdem er sich mehr oder weniger durch weise Ueberlegungen darauf vorbereitet hat. Aber an sich selber ist es dem Reichen mit dem Armen, dem Glücklichen

mit dem Unglücklichen, dem Standhaften mit dem Feigen, dem Weisen mit dem Thoren gemein. Der größte Held zucket, wann ihm eine plötzliche Gefahr drohet, und die Gliedmassen seines Leibes machen dann, ohne daß er sichs vorher bewußt wird, blitzschnelle Bewegungen zu ihrer Vertheidigung. Ja, der Krieger, der im Getümmel der Schlacht tausendmal die Furcht vor dem Tod übertäubte und sinnlos sich in Schwerdter und Kugeln stürzte, zagt oft ganz kleinmüthig auf dem Sterbelager.

Dieses Gefühl wird desto widerlicher, wenn man die Schrecknisse des Todes etwas umständlicher betrachtet; sich jenen allmäligen Verlust der Sinne, dieser Quellen von tausend Freuden, jenes Verstummen der uns so angenehm gewordenen Welt um uns her, jenes Hinabsinken der Natur in Nacht und Stille, jenes Erstarren unserer Gliedmassen, jenes unwillkührliche Entschlummern des Denkens und Bewußtseyns, jene Zerreissung der zartesten Bande der Freundschaft und Blutsverwandschaft, jenen Jammer, jene Wehklage der Unsrigen über unsern Verlust, und dann die grauenvolle darauf folgende Veränderung des Leibes, jenes Verwesen, Zerstäuben eines Theils unsers Selbst, einigermassen lebhaft denket. Und allen diesen unangenehmen Empfindungen gibt die Vorstellung der Nähe des Todes neue Stärke und Bitterkeit „Jetzt ist sie da, die

letzte „entscheidende Stunde! Nur noch eine Mi„nute vielleicht, so bin ich nicht mehr.“ Dieser Gedanke erschüttert die ganze Seele.

Man hat daher auf allerley Art sich dieses Gefühl zu erleichtern gesucht, weil man es nicht ganz unterdrücken und doch auch dem Tode nicht entrinnen konnte. Einige suchten es zu übertäuben —— ein schwaches und gefährliches Mittel ——! stürzten sich in Zerstreuungen, warfen sich in allerley Welthändel, oder sorgten durch rauschende Freuden oder Misbrauch der Gaben Gottes ihrem Geiste die Nüchternheit zu rauben und ihrem Herzen Sorglosigkeit zu erkünsteln. Aber desto unerträglicher waren ihnen denn die unvermeidlichen Zwischenzeiten der Besinnung, und mit vermehrter Kraft fiel sie dann dieser Feind ihrer Ruhe, zur Zeit des Ungemachs, der Krankheit, des nahenden Todes an. Weisere suchten sich durch Ueberlegungen und Vernunftschlüsse gegen ihn zu waffnen und würden ihren Zweck erreicht haben, wenn das Licht der Religion ihnen vorgeleuchtet hätte. Aber ohne diese gaben sie uns durch ihre scheinbaren Gründe wider die Schrecken des Todes nur den Beweis: wie sehr unsere Vernunft der Unterstützung einer nähern göttlichen Offenbarung bedarf, um in den wichtigsten Bemühungen fortzukommen. Hier vernünftelte etwa einer: „Was ists denn nun mehr, „wenn wir sterben? Wir bleiben ja doch in der

„Welt; immer ein Theil von ihr, wenn gleich „in andern Gestalten.“ Aber was hilft dies, mußte ihm sein Gefühl einwerfen, wenn ich nichts davon empfinde? wenn mein in Millionen Theilchen aufgelöster Leib mit tausend andern sich vermischet, an tausend andere Körper sich anhängt, nirgends mehr ein Ganzes für sich; hier wächst, dort lebet, hier zu einem Steine, dort zu einer Pflanze, da zu einem Thier gehört? Ist ein Daseyn ohne Bewußtseyn, besser als Vernichtung? —— „Warum sollten wir, erhub dort ein anderer die Stimme und gab sich das Ansehen „eines Redners und Weisen, warum sollten wir „uns vor dem Tode fürchten? Er ist ja nichts „als das Aufhören unsers Seyns, also das Ende jeden Elendes, jeder Mühseeligkeit des Lebens. Er kan uns kein Unglück bringen, denn „er ist ja selber nichts, und der Zustand nach „ihm für uns ganz gleichgültig, weil wir dann „weder Schmerz noch Freude mehr haben können; so gleichgültig als der, in dem wir uns „befanden, ehe wir gebohren wurden: Sollte „der Weise sich vor einem Schatten, oder vor „dem Bilde fürchten, das die Einbildungskraft „unwissender oder aberglaubischer Menschen gezeichnet hat?“ —— Aber diese Rednerblume gab wohl dem gesetzten Manne wenig Erquickung. Eben dieses Aufhören, mußte er denken, dieses Aufhören zu seyn, zu fühlen, zu denken, macht ja den Tod so grauenvoll. Was bin ich damit

gebessert, wenn ich dann keinen Schmerz empfinde, aber auch keine Wollust? Wenn ich dich nicht mehr, ewig nicht mehr, sehen soll, schöne Welt meines Gottes? Wenn ich für euch dahin bin, Geliebte meines Herzens? Wenn mein Durst nach dauerndem Wohlseyn nicht gelöschet wird? Eben davor bebt meine Natur in ihren innersten Tiefen, daß ich von der hohen Sprosse auf der Leiter der Geschöpfe, auf der ich bisher stund, herabgestossen, schlechter, geringschätziger werden soll, als der Wurm, den ich itzt mit Füssen trette; daß ich mit Anlagen zu langem beglückten Leben, zu fortschreitender immer höhern Einsicht und Tugend, nach wenig Jahren, in denen ich mich kaum zum Genusse wahrer Glückseeligkeit vorbereiten konnte, plötzlich nichts mehr wissen, denken, empfinden, geniessen soll? Kan es dem Elenden, der lang ein freudenloses, bethräntes Leben geführt hat, einen wahren Trost geben, zu erfahren, daß er nie dafür werde entschädigt werden; daß er bisher elend war und nun vergehe? Kan es dem Glücklichen den Tod angenehmer machen, wenn er weiß: mit ihm höre seine ganze Herrlichkeit, Reichthum, Ehre und Wohlleben auf? Und wer versichert mich denn selbst von dieser elenden, traurigen Hofnung? Wer ist mir, wenn ichs auch aus Verzweiflung wünschte, Bürge dafür: daß mit dem Tode alles aus ist? daß ich dann nicht erst Rechenschaft geben muß, von der Anwendung dieses ge-

genwärtigen Lebens? Daß der Urheber meines Daseyns mich nicht nach strenger Gerechtigkeit richten, mich gleichsam unter seinen Geschöpfen vergessen wird?

So täuschten viele der heidnischen Weisen sich und andere. Einige näherten sich indessen ziemlich der Wahrheit, und geriethen vielleicht durch dunkle Nachrichten von den Offenbarungen Gottes an sein Volk, auf Vermuthungen, durch die sie allerdings die Schrecken des Todes hätten mindern können, wenn sie im Stande gewesen wären, diese Vermuthungen bis zur Gewisheit zu erheben. Ja, einige kamen so gar auf wahrscheinliche Hoffnungen von der Unsterblichkeit der Seele, die sie im Tode stärkten und ihnen einen Muth ertheilten, der die Bewunderung der Welt auf sich zog. Aber mitten in diesem Ringen und Streben des menschlichen Geistes, und da selbst das Volk Gottes sich in Meinungen dieser Art theilte, stund Jesus auf und verbreitete warmes helles Sonnenlicht über diese wichtigen Untersuchungen; gab uns andere, bessere, Gott eben so anständige, als unserer Natur angemessene, Beruhigungsgründe am Rande des Grabes. Etliche derselben werden wir jetzt, durch unser Evangelium veranlaßt, aufs neue zur Stärkung unsers Muthes und zur Entflammung unserer Dankbarkeit gegen Gott, wieder zu beherzigen; vor dem wir uns vorher im Gebete erniedrigen wollen.

Text.

Text.

Joh. 14, 1—14.

Und Jesus sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an mich. In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen. Wenns nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hingienge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wieder kommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seyd, wo ich bin. Und wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch. Spricht zu ihm Thomas: Herr wir wissen nicht, wo du hingehest; und wie können wir den Weg wissen? Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben: niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Wenn ihr mich kennetet, so kennetet ihr auch meinen Vater. Und von nun an kennet ihr ihn, und habt ihn gesehen. Spricht zu ihm Philippus: Herr zeige uns den Vater, so gnüget uns. Jesus spricht zu ihm: So lange

bin ich bey euch, und du kennest mich nicht? Philippe, wer mich siehet, der siehet den Vater: wie sprichst du denn: zeige uns den Vater? Glaubest du nicht, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist? Die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst. Der Vater aber, der in mir wohnet, derselbige thut die Werke. Glaubet mir, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist; wo nicht, so glaubet mir doch um der Werke willen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird grössere denn diese thun: denn ich gehe zum Vater. Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne. Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.

Das beste, was man thun kan, um das unangenehme Gefühl beym Gedanken des Todes zu mildern, da sich die Natur doch nicht überwältigen läßt, ist wohl: wenn man den Tod von seiner guten Seite kennen lernt, und dem allzugewaltig-

gewaltig herrschenden Triebe zum Leben einen andern entgegensetzt, der ihm die Wage hält; nemlich das Bestreben nach Glückseeligkeit, dem jener Trieb gleichsam untergeordnet ist. Denn das Leben lieben wir nur, um glücklich seyn zu können, und hassen den Tod, als den Stöhrer des Genusses der Freude, die das Leben darbeut. Von der Art sind nun die

Beruhigungsgründe des Christen bey der Vorstellung des Todes.

An drey derselben erinnert uns der Text.

Der 1te. Der Christ verändert durch den Tod nur die Wohnung in dem Hause seines Vaters.

Der 2te. Sein Erlöser hat ihm leidend und sterbend eine Stätte im Himmel bereitet.

Der 3te. Eben dieser hat ihm auch den Weg zum Himmel gezeigt und eröfnet.

Ihre Erwägung soll uns denn itzo beschäftigen, und aufs neue überzeugen: von welch grossem Belang es ist, ein wahrer Christ, dem Herzen und der That nach zu seyn. Gott seegne sie! Amen.

Also einmal eine Todesbetrachtung wollen wir anstellen. Vielleicht für manchen eine zu traurige Betrachtung! Aber warum so gar traurig? Verändert doch —— und das ist es, was wir zuerst bemerken wollten —— verändert doch der Christ durch den Tod nur die Wohnung in dem Hause seines Vaters.

Was dem Tode das ärgste Grauen geben könnte, wäre die Ungewisheit, was nach ihm mit uns vorgienge; die Furcht ganz zu verwesen oder vernichtet zu werden, die dem Triebe zum Leben am geradesten entgegen läuft; wider die sich am stärksten unsre Natur empört. Sie kan der Christ besiegen. „In meines Vaters Hause, spricht der Erlöser im Texte, sind viele Wohunngen;“ und verspricht seinen Schülern: er, der jetzt in eine andere dieser Wohnungen hinübergehe, wolle auch ihnen daselbst eine Stätte, einen Wohnplatz bereiten. Er trägt also damit einen zweyfachen Trost für ihre über sein Vonhinnenscheiden bekümmerten Herzen vor. Werdet, spricht er, nicht bestürzt, meine Geliebten, daß ich euch verlasse! Denn ich gehe damit nicht aus der Welt; ich verändere gleichsam nur meine Wohnung, und ihr werdet dadurch in den Stand gesetzt, auch einst die eurige zu verändern, wieder zu mir zu kommen und dann auf ewig in meiner Gesellschaft zu bleiben. Diese Verände-

rung war, wie wir wissen, keine andere, als sein Tod; und durch eben diesen sollten seine Jünger auch einst ihre Wohnungen verändern. Die schönste Seite, von der wir das Sterben betrachten können! Nicht nur Jesus, nicht nur seine vertrauten Lehrlinge, sondern — aus seinem und ihrem Munde haben wir es — sondern auch wir werden durch den Tod nicht aus der Welt hinausgestossen, sondern vertauschen nur unsere gegenwärtige, in manchem Betracht noch unvollkommene, Wohnung mit einer bessern. Nicht nur die von der Fäulnis aufgelösten und getrennten Theilchen unsers Leichnames bleiben in der Welt und vereinigen sich wieder mit andern Körpern; sondern wir selber, die Person, unser denkendes, sich bewußtes Ich dauert fort, ist unsterblich. Wir kommen aus unsern irrdischen Verbindungen heraus, um in andere gesetzt zu werden, die uns noch angenehmer seyn sollen. „Wir wissen, können wir mit einem Paulus „sprechen, wir wissen, so unser irrdisches „Haus dieser Hütten zerbrochen wird, daß „wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein „Haus, das nicht mit Händen gemacht ist, das „ewig ist im Himmel.“ Ein angenehmer, ein vortheilhafter Wechsel!

Groß ist das Haus unsers himmlischen Vaters; unermeßlich für die Geschöpfe das All seiner Welten, die sich auf seinen Wink in angewie-

senen Gleissen durch die Himmel wälzen; und in jeder derselben ist er, der Schöpfer, alles in allem, Er Erhalter und Versorger und Freudengeber. Sie alle sind gleichsam nur einzelne Zimmer in seinem gränzenlosen Pallaste. Wenn sie am stillen Abend aus weiten Fernen vom blauen Himmel uns entgegen funkeln; wann unsere Seele sich da mit ihren Gedanken zu dem erhebet, der nach dem Psalme, dieses zahllose Heer der Gestirne genau kennet und sie alle mit Namen nennet, der sie hingesäet hat, in den unermeßlichen Raum; wann wir uns da in Anbetung des Allmächtigen Vaters der Natur verliehren; welch ein Gedanke könnte uns dann willkommen seyn, als der: „In unsers Vaters Hause sind viel Wohnungen! Dort glänzt mir auch vielleicht schon meine künftige entgegen! Gibt es auch wohl eine so schwache, so blöde Seele, der vor dieser Reise schwindelte? Sie führ uns Millionen Meilen weit von der Erde unserm Mutterlande! Werden wir darum weiter von Gott abkommen? Ist er weniger nah im Siebengestirn als auf unserm Planeten? Ist nicht auch dort sein Haus? Er auch dort dessen Besitzer und Schöpfer und Erhalter? auch dort unser Vater? Und der Anfang dieser Reise ist der Tod! Er ist der Freund, der uns aus diesem kaum dämmernden Gemache in den hell erleuchteten Saal des Herrn aller Herren einführet! Schon wäre es beruhigend zu wissen: daß wir durch diesen Tausch unsers Auf-

enthaltes

enthaltes nichts verliehren. Aber noch beruhigender ist denn die Vorstellung, daß wir durch ihn selbst gewinnen. Denn welch ein Gewinn kan grösser seyn, als wenn man das Erdeleben hingibt und das Leben des Himmels dafür erhält? Das Leben der Prüfung gegen das Leben der Belohnung vertauschet? Sauern Kampf, gegen Sieg und ewigen Frieden?

Wie sehr wir Ursache haben, den Tod also zu betrachten, daran erinnert uns ferner Christus, wenn er im Text zu seinen Freunden spricht: „Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten,“ und damit jener beruhigenden Vorstellung des Todes neue Stärke gibt.

Nach dem Schlusse des Kapitels, das unsern Text enthält, sprach ers zu Bethanien, kurz vor seinem letzten Hingange nach Jerusalem. Da gieng er denn hin, ihnen und uns die Stätte zu bereiten; gieng hin, durch schmerzliches Leiden und schmählichen Tod das Opfer für die Sünden der Welt zu werden, und uns dadurch Rechte an die seeligste Unsterblichkeit zu erwerben. „Er ist „einmal in das Allerheiligste des Himmels eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden.“ Wo er ist, da sollen seine Diener auch seyn. Auf dieses sein verdienstliches Leiden und Sterben also gründet sich unsere Hofnung: daß der Tod uns erst in unser rechtes Vaterland versetze.

setze. So wie er hier seinen Freunden die Versicherung ertheilt: „Wenn ich gleich itzt hingehe, „ euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wie„ der kommen und euch zu mir nehmen, auf daß „ ihr seyd, wo ich bin,“ so will ich euch doch nach kurzer Zeit zu mir in den Himmel aufnehmen; so wissen wir auch: daß „ alle die an ihn glauben, das ewige Leben haben sollen;“ „ daß er die Versöhnung für der ganzen Welt Sünde“ war und also alle Hindernisse unserer Seeligkeit gehoben hat; daß auch wir durch ihn das Bürgerrecht des Himmels haben.

Hiermit fällt also wiederum ein Besorgnis hinweg, das den Tod fürchterlich machen könnte, nemlich der ängstliche Zweifel: Ob Gott auch wohl Gnade für Recht ergehen lassen und uns wegen begangener Sünden nicht auf ewig von den Freuden des Himmels ausschliessen werde; die lange Erwartung: ob man vor dem furchtbaren Richtstuhle Gottes werde bestehen können, da unser Gewissen uns sagt: daß er nach seiner Gerechtigkeit uns von seinem Angesichte verstossen müsse, statt uns mit ewigen Freuden zu belohnen? Denn, sind gleich wir vor Gott nicht gerecht, o! so „ haben wir doch einen Fürsprecher, bey dem Va„ ter, Jesum Christ, der gerecht ist. Derselbe „ ist die Versöhnung für unsere Sünde, nicht „ allein aber für unsre, sondern auch für der „ ganzen Welt Sünde!“ Und er selber, dieser

unser

unser Bürge, unser erhabenster Freund, ist es, vor dessen Richterstuhle wir offenbar werden sollen. Er hat uns nicht nur zu Kindern und Erben eines namenlosen Heils gemacht, sondern er selber wird uns einst, wann er kommen wird in den Wolken des Himmels, dieses Heil selber zuerkennen, uns einführen zu unsers Herrn Freude; uns zu sich nehmen, auf daß wir seyen, wo er ist.

Noch könnte uns indessen beym Herannahen des Todes eines diese Freudigkeit rauben. Wir wissen: daß nicht alle Menschen die Früchte des Todes Jesu geniessen werden, ob er gleich für alle gestorben ist. Haben wir denn nun ein sicheres, untriegliches Merkmaal: daß wir nicht zu denen gehören, die er verwerfen wird, sondern zu der Zahl der ewig seeligen Lieblinge Gottes? Auch hierüber beruhigt er uns im Texte. „Wo „ich hingehe, spricht er, wisset ihr, und den Weg „wisset ihr auch.“ Ihr habt es schon von mir gehöret: daß ich in den Himmel gehe, und welchen Weg ihr einschlagen müsset, um auch dahin zu gelangen. Und da Thomas mit der unschuldigsten Offenherzigkeit seine und seiner Mitjünger Unwissenheit in diesem Stücke bekennet, erkläret er noch deutlicher: „Ich bin der Weg, die „Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum „Vater denn durch mich.“ Suchet ihr Wahrheit, suchet ihr Glück, so nehmet mich zum Führer! Einen andern oder bessern gibt es nicht!

Der Weg zum Glück ist die glaubige Annahme und Ausübung meiner Religion.

So kan denn also der Christ durch Gottes Beystand auch diese Sorge überwinden, die ihm sein Sterben schwer machen möchte; kan sich feste Ueberzeugung schaffen: daß sein Tod ein Eingang in das Leben sey. Sein Erlöser, sein künftiger Richter selber zeigt ihm den Weg zu dieser Ueberzeugung zu gelangen. Er muß die Religion Jesu von Herzen annehmen und auszuüben beflissen seyn. Nicht nur hier im Texte versichert er dieses. „Wer mein Wort höret, spricht er auch „ beym Joh. am 5. Kap. Wer mein Wort hö„ ret, und glaubet dem, der mich gesandt hat, „ der hat das ewige Leben, und kommt nicht in „ das Gerichte, sondern ist vom Tode zum Le„ ben hindurch gedrungen.“ „Das ist, spricht „ er im 6. Kap. das ist der Wille deß, der mich „ gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und „ glaubet an ihm, habe das ewige Leben; und „ ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.“ Und beym Matth. am 7. Kap. „ Es werden nicht „ alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das „ Himmelreich kommen, sondern die den Willen „ thun meines Vaters im Himmel.“ Eben dieses wiederhohlen dessen Apostel beynahe auf allen Blättern ihrer heiligen Unterweisungen. Stets ermahnen sie den Heilsbegierigen zu einem durch die Liebe thätigen Glauben, zur gewissenhaften

Befolgung der Lehre und Nachahmung des Musters Jesu; stets zur Heiligung, „ohne welche „niemand den Herrn sehen werde“ Ja, die Natur der Sache spricht schon dafür. Denn, wenn in keinem andern Heil ist, und die Menschen auch auf keine andere Art von den Strafen ihrer Sünden errettet werden sollen, als durch den Bürgen Jesum Christum, so kan auch niemand sicherer auf diese Vergebung seiner Sünden hoffen, als wer diesen Bürgen annimmt; und wenn ein Gnadenlohn in jener Welt auf Menschen wartet, so kan ihn niemand von dem Allgerechten sicherer hoffen, als wer sich der höchsten menschlichen Tugend befleisset. Eine höhere aber läßt sich nicht ersinnen, als die das Christenthum vorschreibet, als die aus dem Glauben und der Liebe Gottes fliesset. Folgen wir also diesem, so oft wiederholten, Aufruf Gottes, nehmen Jesum Christum für den an, in welchem allein Heil ist; lassen es unsere vornehmste Sorge seyn, auf die von ihm vorgezeichnete Art, nach dem Reiche Gottes, nach seiner Gerechtigkeit zu trachten, so können wir des Weges zum Himmel nicht verfehlen, oder Gott müßte aufhören die höchste menschliche Tugend zu lieben, und aufhören der unveränderliche und wahrhaftige Gott zu seyn.

So zuverlässig ist die Hofnung des Christen, wegen seines Schicksals nach dem Tode. So sehr kan er das Unangenehme dieser grossen Veränderung durch die helle und gewisse Aussicht in die Gegenden jenseits des Grabes mildern, und durch öftere reifliche Erwägung der Vortheile, die ihm aus dieser grossen Veränderung entspringen, zulezt den Stachel des Todes stumpf machen. Mit so grossem Rechte kan er beym Gedanken an seine Auflösung jauchzen: „Der Tod ist verschlungen „in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? „Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sey Dank, „der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum!“

O! wie werth muß uns, wenn wir auch nur dieses einzige bedenken, unsere heilige, wohlthätige Religion werden! Welchen Dank sind wir der Gottheit für dieses Kleinod schuldig, wodurch wir, wenn wir wollen, weise und tugendhaft werden, Zufriedenheit des Herzens erlangen, und selbst das größte Schrecken der Natur besiegen können! Welchen Dank der Gottheit für die Ausbreitung so beruhigender Wahrheiten durch die Gesandten des Herrn, an die uns besonders dieser dem Andenken zweener aus ihrem ehrwürdigen Mittel gewidmete Tag erinnert! daß wir doch solche gnädige Fürsorge unsers himmlischen Va-

ters gehörig schätzen und ihrer werth zu werden, sie zu unserm Heile zu nützen, uns alles Ernstes befleissen möchten!

Gemeiniglich geschieht dieses von den Christen zu kaltsinnig. Man macht sich mit den geheiligten Wahrheiten des Glaubens nur obenhin bekannt; wünschet dessen Beruhigung und Trost zu haben, ohne sich seine Lehren und Vorschriften recht vertraut und zu eigen zu machen und besonders die letzten durch Sorgsamkeit in ihrer Befolgung zur Fertigkeit zu bringen. Kömmt dann der Augenblick, worinnen wir der Waffen dieses Glaubens bedürfen und seine Beruhigungen unserm Geiste gegenwärtig seyn sollten; pocht der Tod an die Thüre und rufet: Bestelle dein Haus! dann besinnet man sich nur mühsam, auf die Trostgründe, die uns aufrichten und stärken sollen, oder wenn man sich ja mit einigen hier und da aufgelesenen und auswendig gelernten Verheissungen des Wortes Gottes zu beruhigen denkt, so hindert ein böses Gewissen ihre seelige Wirkung; man kan sie nicht mit der zur Beruhigung erforderlichen völligsten Zuversicht fassen und sich zueignen, und gibt dann durch sein Zagen den Feinden der Wahrheit Anlaß, an der gepriesenen Kraft unserer Religion zu zweifeln. Ach! freylich muß es schwer halten sich mit Freudigkeit hinzunahen vors Gericht des Herrn der Natur und um Jesu Christi willen Erbarmung zu hoffen, wenn man

es im Leben sich nicht rechten Ernst hat seyn lassen, seine Seeligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen; wenn man nun erst, da die Zeit der Prüfung bis auf einige Stunden oder Minuten verlaufen ist, in der man nichts gesäet hat, was man dort zu erndten hoffen könnte, nun erst da der zerrüttete, zur Verwesung hinsinkende Körper die Geschäfte der Seele hindert, seine Zuflucht zur Barmherzigkeit des Höchsten nimmt, und sichs selber kaum verhehlen kan: daß man es vielleicht noch nicht thun würde, wenn nicht bange Furcht des Todes, ängstliche Vorstellung seines Grauens, und Zagen vor dem Weltrichter, vor dem man nun hintretten soll, sich wegen verschleuderter Lebensjahre, wegen vorsetzlich begangener Uebertrettungen zu rechtfertigen, dazu dränge. Dann mag der Sterbende noch so oft den Namen Jesus rufen, ihm zu leben und zu sterben versichern; bebend wird er immer den letzten Streich des Todes erwarten, oder — welches noch schrecklicher ist — in der vermessensten Sicherheit sinnlos dahin sterben.

Und er könnte so ruhig sterben, wenn er Christi Geist hätte. „Es ist ja nichts verdamm„liches an denen, die in Christo Jesu sind; die „nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach „dem Geiste.“ Könnte so gelassen seine Auflösnng erwarten, wenn er sich bey Zeiten mit dem vortheilhaften Lichte bekannt gemacht hätte, in dem

das

das Christenthum uns den Tod zeigt. Zwar immer würde er Mensch bleiben, immer vor der Zerstörung der geliebten Hälfte seines Wesens zurück schauern. Aber, o! können Vorurtheile, kan Aberglaube selbst Märtyrer bilden, die dem Tode freudig entgegengehen, mit welcher Standhaftigkeit muß nicht erst die Wahrheit selber ihre Bekenner beseelen! den Feigen zum Helden erhöhen!

Auf denn, Pilgrimme zur Ewigkeit! „Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben, darnach das Gericht!“ Dies lehret uns Natur und Offenbarung. Der Tod pocht eben sowohl an den Pallast des Mächtigen und Reichen, als an die Hütte des Armen und Geringen. Nicht Stand, nicht Geburt, nicht Weisheit schützt vor der Verwesung; und die Anwendung unserer Lebenstage wird vom Allweisen belohnet oder bestrafet. Ist es demnach nicht Weisheit, sich auf diesen Tod und dieses Gericht bereiten? sich bey Zeiten einen Fels aussehen, an dem wir im letzten Schiffbruch uns fest halten und dem Verderben entrinnen können? Und wenn wir ihn denn gefunden haben, diesen unerschütterlichen Fels, wär' es nicht Thorheit, ihn wieder zu verlassen, uns wieder den schaumenden Wogen zu übergeben und uns in die weite, ungestüme See der Zweifel, der Sorgen und Unruhen hinaus zu wagen? „Lasset „uns vielmehr halten an dem Bekenntnis der

„ Hofnung und nicht wanken, denn er ist treu,
„ der sie verheissen hat!"

Ja, Ewiger, Unwandelbarer, dessen Jahre für und für währen, wann auch Himmel und Erde, deine Geschöpfe vergehen. Wir, die nur von gestern her sind, und nicht wissen, ob wir bis morgen leben werden, halten uns an dich. Deiner Anweisung wollen wir folgen, so wird uns nicht vor der Veränderung unsers Wohnplatzes in deiner Schöpfung bang seyn dürfen; so werden wir ohne Aengstlichkeit an das Ende unserer irrdischen Wallfarth denken; und wann es da ist, mit deinem treuen Knechte sprechen können: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet,
„ ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben
„ gehalten; hinfort ist mir beygelegt die Krone
„ der Gerechtigkeit!" Sie, die besser zieret, als Lorbeer und Fürstenhut, und unverwelklicher grünet, als Ehrenkränze der Erde, sie schmück' einst unser aller Scheitel! Amen.

V.

Am

I. Sonntag nach Trinitatis.

Ueber den gewöhnlichen

Epistelext.

Am I. Sonntag nach Trin.

Gott, du bist die Liebe. So lehret uns unser Gefühl, so unsre Vernunft dich kennen, und gleich so dein geschriebenes Wort. Dies nur gibt uns Muth zu dir dem Unendlichen ohne Beben, aufzuschauen und dir mit kindlicher Zutraulichkeit unsre Schicksale zu empfehlen. O daß diese Vorstellung deiner gränzenlosen Liebe uns auch entflammen möchte, dir darinnen nachzuahmen! Denn nur durch diese Aehnlichkeit können wir dir, Vater gefallen. Nur wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Nur er kan sich der Seegnungen seines Schöpfers mit wohlgegründeter Zuversicht getrösten, und Freudigkeit haben, selbst am Tage des Gerichts. Laß denn die Betrachtungen, welche wir jetzt zur Uebung in der Gottseeligkeit anstellen wollen, auch hierzu besonders geseegnet seyn! Amen.

Vergebens, A. V. vergebens würde uns das Christenthum eine allgemeine, herzliche, großmüthige, thätige und beständige Menschenliebe empfehlen, wenn es uns nicht auch Anweisungen gäbe, unser Herz dazu geneigt zu machen und uns durch allerley mächtige Bewegungsgründe zu ihr antriebe. Liebe und Haß lassen sich so wenig als Freude und Traurigkeit gebieten. Denn kein Gesetz kan unsre Gefühle zwingen oder uns nöthigen, das widerliche für angenehm oder das angenehme für widrig zu halten. Es ist einmal nach der Einrichtung unserer Natur nicht anders. Unsere Zuneigung und Abneigung richtet sich nach den Vorstellungen, die wir uns von den Gegenständen machen. Schmeicheln sie unsrer Eigenliebe, sehen wir sie als solche an, die zur Vervollkommnung unsers Zustandes beytragen, kurz, erscheinen sie uns in einem vortheilhaften Lichte, so können wir sie nicht hassen und verabscheuen; dünken sie uns eckelhaft oder schädlich zu seyn, so können wir sie nicht lieben, wenn es auch Gott selber geböte. Aber eben darum ließ es denn auch der allweise Schöpfer nicht bey dem Befehle bewenden: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.„ sondern zeigt uns die Menschen in solchen Verhältnissen gegen uns, macht uns so auf das Liebenswürdige an ihnen aufmerksam, daß wir geneigt werden, sie als Wesen zu betrachten, die mit unserm Glücke in Verbindung stehen, die uns näher angehen, als die übrigen

Ge-

Geschöpfe der Erde; zeigt sie uns als solche, die er selber zu einem Augenmerk seiner Gnade gemacht hat, damit die Liebe gegen ihn uns antriebe auch sie als seine Lieblinge um seinetwillen zu lieben, und hält uns Bewegungsgründe zu dieser Liebe vor, die eben so dringend als unserer Natur angemessen sind.

Verfehlen nun diese göttlichen Veranstaltungen ihre Wirkung auf unser Herz, lassen wir uns durch engherzigen Eigennutz oder durch das beleidigende Betragen einzelner Menschen gegen uns, oder durch den Geist des Hochmuths verleiten, lau und saumseelig in der Ausübung dieser vornehmsten Pflicht des Christen zu werden und das königliche Gebot der Menschenliebe, wie es die Schrift nennet, ausser Augen zu setzen, so muß die Schuld an uns selber liegen. Mehrentheils liegt sie darinnen: daß man die Evangelischen Bewegungsgründe zu ihr nicht oft und ernstlich genug beherziget. Ein Undank gegen die weisen und gnädigen Führungen des Geistes Gottes, der einst das Urtheil über die Lieblosen desto schrecklicher machen wird! Seiner würden wir uns auch itzt schuldig machen, wenn wir den Belehrungen unsers epistolischen Textes nicht mit Aufmerksamkeit und unpartheyischer Lehrbegierde nachdenken wollten. Gott verhüte das, wenn wir ihn nach der Vorschrift seines Sohnes anrufen: V. U.

Text.

Text.

1. Joh. 4, 16—21.

Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Daran ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts: denn gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus: denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet. So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner: denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht siehet? Und dies Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe.

Ein Leser von uneingenommenem Gefühle findet in diesem Vortrage Johannis ohne Mühe:

Drey christliche Bewegungsgründe sich der Menschenliebe zu befleissigen.

Der **erste** ist von dem Muster Gottes,

Der **andere** von der Verbindung der Menschenliebe mit wahrer Gottesverehrung,

Der **dritte** von den Vortheilen wahrer Menschenliebe hergenommen.

Gott lasse sie denn auch uns itzt nicht ohne Seegen betrachten! Amen.

Die heiligen Schriften machen uns vielerley erhabene Vorstellungen von der Majestät des Herrn aller Herren, aber eine rührendere gibt es nicht in ihnen, als die Anfangsworte unsers Textes: „Gott ist die Liebe!„ Wenn David den Jehovah schildert, wie er mit Licht bekleidet, die Himmel gleich einem Gezelt ausspannet; auf den Wolken wie auf einem Wagen, vom Fittig der Winde getragen, daher fähret; wie er die Stürme zu seinen Boten, die Flammen der Blitze zu seinen Dienern macht; wie die bergüberschwemmenden Wogen des Oceans vor seinem Schelten flohen, vor seinem Donner dahin fuhren; wie er die Erde

anschauet, daß sie bebet, die Berge anrühret, daß sie dampfen; wie er nun sein Angesicht verbirgt und alle lebenden Wesen erschrecken; wie er ihnen den Odem nimmt, daß sie vergehen und wieder zu Staub werden; wie er nun seinen Odem ausläßt und die Natur wieder erwachet und die Gestalt der Erde sich erneuert; wenn Jesaias im höchsten Fluge prophetischer Begeisterung fragt: „ wer misset die Wasser mit der Faust und fasset den Himmel mit der Spannen und begreifet die Erde mit einem Dreyling und wieget die Berge mit einem Gewichte und die Hügel mit einer Wage? Wenn er ihn vorstellt, wie er über den Kreise der Erden sitzt, und die drauf wohnen, vor ihm wie Heuschrecken sind, und die Insuln wie kleine Stäubchen; wie er das zahllose Heer der Gestirne herbeyruft und sie alle mit Namen nennet, „ so fühlen wir freylich unser Nichts, und beten tief gebückt im Staube an vor dem, der ist und war und seyn wird, der allein würdig ist zu nehmen Preiß, und Ehre, und Kraft. Aber schüchtern wagen wir es dann kaum, zu hoffen, daß er uns eines Blickes seiner Huld würdige. Ganz anders ist das Wonnegefühl, das uns allmächtig ergreift, wenn sein Bot uns zuruft: „ Gott ist die Liebe!“ Unendlich über alles erhaben, was sein Gedanke ins Daseyn rief, sieht er doch auf das Niedrige. Mächtig genug aus finstern Wettern mit den frechen Empörern wider seine Gesetze zu reden, läßt er seine Sonne aufgehen

hen über Böse und Gute, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn er ist die Liebe! Er ist allen gütig und erbarmet sich aller seiner Werke; sucht sie alle so glücklich zu machen, als sie es in ihrer Verbindung mit dem Ganzen des Weltalles und nach ihrer Natur werden können. O! wer ist unter uns, den nicht dankbare Empfindung, den nicht frohe Erinnerung eigener Erfahrungen dränge, dem Apostel beyzustimmen: Gott ist die Liebe? So kan denn aber auch keiner unter uns seyn, den nicht dies hohe Muster zur Liebe seiner Brüder entflammen sollte. Ein erhabeneres, sicherers Muster grosser, ächter Tugend kan es nicht geben, als das Beyspiel des Allerheiligsten. Also auch kein rühmlicheres Ziel deines edelsten Ehrgeitzes, o Mensch! Sieh eine Laufbahn, die der Anstrengung aller deiner Kräfte werth ist! Gott ähnlich sollst du werden, kanst du werden, wenn du die Menschen liebest, die er schon vor der Grundlage der Welt liebte. Seyd vollkommen, ruft dir dein Erlöser zu, „seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Wolltest du dich sträuben, weil dein Stand dir über einige aus ihnen Vorzüge gibt? Weil du dich besser dünkest, als die, über welche dich Rang oder Geburt erheben? O! siehe: Gott ist der Höchste in aller Welt; durch ihn herrschen die Regenten und die Gewaltigen führen durch ihn den Zepter, von ihm kommen alle Vorzüge, die dich vor andern auszeichnen; seinem Zepter

sind nicht nur einige Hufen Landes, nicht nur alle Reiche der Erde unterworfen, sondern das ganze zahllose Heer der sich im unermeßnen Raume umherschwingenden Weltkörper macht das Gebiet seiner Herrschaft aus und von ihm hängt es ab dies Gebiet noch millionenmal zu erweitern, und dieser Gott ist die Liebe! O wie glückseelig mußt du dich preisen, daß er dich einzelnen Tropfen im unbegränzten Meere seiner Schöpfungen bemerket und seiner Liebe würdigt! Und du wolltest dich zu groß dünken mit Liebe auf deinen Mitgeschaffenen, deinen Miterlöseten, deinen Bruder von Adam, herabzuschauen und für sein Wohl zu sorgen? Oder könnten Beleidigungen, die du von ihm erlitten, dich entschuldigen, wenn du ihm dein Wohlwollen entzeuchst, ihn hassest, anfeindest und verfolgest? O! hast du nie deinen Gott beleidigt? Hätt' er, der oberste Richter über alle, er, deß die Rache ist, nicht längst Ursache gehabt, mit dir im Zorne zu reden? Dein Bruder beleidigte in deiner Person einen Menschen, du die Majestät des Unendlichen und Unerschaffenen. Und doch trug er dich mit Geduld und Schonung. Doch war —— kanst du dies denken ohne über dich zu erröthen, Rachgieriger?—— Doch war er auch für dich, und ist noch die Liebe! Oder wolltest du nur aus Selbstsucht, nur diejenigen lieben, von denen du Vortheile erwartest? Was kanst denn du Gott geben, daß er dir wieder vergelten müßte: Welchen Vortheil

kan

kan er von allen Welten hoffen, die sein Wink erschuf? Und siehe! Er ist die Liebe! Kanst du dieses ermessen, ohne einen geheimen Zug im Herzen zu fühlen, ihm hierinnen ähnlich zu werden? Kanst du das Reine, Uneigennützige, Thätige, Allumfassende, der göttlichen Liebe beherzigen, ohne von dem Wunsche zu entglühen, ihn in deinem kleinen Wirkungskreise nachzuahmen, so ist dein Herz für jedes edle Gefühl erstorben. Kanst du den hohen Gedanken fassen: Gott ähnlich zu werden, und er erhebt dich nicht zur Anstrengung aller Kräfte, dies Ziel zu erreichen, so bist du, bey aller eingebildeten Ehrliebe, ein Niederträchtiger.

Ja du bist überhaupt —— und dies ist der zweyte Bewegungsgrund zur Menschenliebe, den der Text uns vorhält —— nicht einmal fähig Gott wahrhaftig zu verehren. Ohne Menschenliebe ist keine wahre Gottesverehrung möglich. Dies behauptet Johannes ausdrücklich, wenn er fortfährt: „und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott.“ Nur der verehret ihn standhaft, der standhaft zu lieben fortfährt. Eines folgt, nach des Apostels Behauptung, aus dem andern. Ist Gott die Liebe, so müssen auch seine Verehrer lauter Liebe seyn. Wer Gott wahrhaftig verehret, der liebet ihn auch, und bestrebet sich, ihm zu gefallen. Wenn er nun weiß: daß Gott Vergnügen im Wohlthun findet, daß er dem Hasse und allen

Feindseeligkeiten gram ist: so wird er, wenn es ihm nicht gleichgültig ist, ob dieser Gott seine Gesinnung gegen seine Nebenmenschen billige oder nicht, ihm auch dadurch zu gefallen sich bestreben, daß er gegen die Menschen, dessen Lieblinge, nicht kalt und unempfindlich ist, und es für Empörung gegen den Schöpfer ansehen, seine Geschöpfe zu hassen und zu quälen; so wird er Gott in seinen Brüdern lieben und froh seyn, ihm auf diese Art seine Liebe an den Tag legen zu können; wird Freude darinnen finden, sich nach dem Muster Gottes zu bilden und selbst dadurch sich in der Gewisheit zu stärken suchen, daß er diesem Gott angehöre. Daher versichert auch ein Apostel Paulus: „Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle.“ Daher wiederhohlt Johannes eben dieses nochmals am Schlusse des Textes mit den Worten: „Und dies Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe,“ Er selber hat uns die Lehre ertheilet: daß von der Liebe gegen Gott allemal die Liebe gegen unsere Nebenmenschen eine unausbleibliche Folge sey.

Eben dieser Apostel gibt auch hiervon unmittelbar zuvor noch diese merkwürdige Ursache an: „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht siehet?“ Wenn er diejenigen nicht liebet, deren Anblick

ihn beständig an seine Pflichten gegen sie erinnern kan, deren Bedürfnis oft durch seine Sinne sein Herz erweichet und die ihm alle Augenblicke Gelegenheit geben, ihnen Liebe zu erweisen; wie wird er im Stande seyn, Gott, den Unsichtbaren, dessen er so leicht über den Beschäftigungen mit den sichtbaren Dingen vergißt, der seiner Hülfe, seines Beystandes nicht bedarf, zu lieben? Hieraus schon hält sich der Apostel berechtigt den Schluß zu machen: „So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner.“ Magst du dir denn immerhin, o Christ, mit stolzen Einbildungen von deiner Frömmigkeit, deinem Gottesdienste, schmeicheln, weil du etwa nicht saumseelig in den äusserlichen Handlungen bist, wodurch wir Gott unsre Verehrung zu erkennen zu geben pflegen, oder weil du dich von dieser oder jener Ausschweifung enthältst, diese oder jene deiner Pflichten mit Gewissenhaftigkeit übest, fehlt dir Menschenliebe, hassest du, kränkest du deinen Bruder, so ist dein Gottesdienst eitel; so sprich nur nicht: daß du Gott liebest, sonst bist du, — der Jünger sprichts, der an Jesu Busen lag, — sonst bist du ein Lügner, und betriegest dich selber.

Aber wohl dir, wenn Menschenliebe deinen Busen erwärmet, und dich zu rühmlichen Thaten beseelet! Denn alsdann hast du auch — und dies ist der dritte Beweggrund zum Streben nach dieser Tugend — die Vortheile derselben zu ge-

 niessen.

niessen. Johannes erinnert uns an einen zweyfachen daraus entspringenden Vortheil: den Seegen Gottes und die Freudigkeit des Gewissens.

„Wer in der Liebe bleibet, spricht er fürs erste, der bleibet in Gott und Gott in ihm! Gott „bleibet in ihm!“ Welch ein starker Ausdruck der Seegnungen, der sich der Menschenfreund von seinem Gott zu getrösten hat! Was kan dem Menschen fehlen, dem sich der Schöpfer mit seiner Huld aufs genaueste gegenwärtig erzeiget? Was darf der nicht von dem Allmächtigen hoffen, der sagen darf: Gott ist und bleibt mit mir vereinigt? Schon hat Gott dadurch Seegen mit der Menschenliebe verbunden, daß er die Einrichtung in der Natur machte, daß alle Menschen schon aus Eigenliebe den Menschenfreund achten und ehren und thätige Liebe die Herzen zur Gegenliebe geneigt macht. Wer kan demjenigen gram seyn, den er unaufhörlich geschäftig sieht ihm Gutes zu erzeigen? Wessen Herz öfnet sich mit dem Manne, der sichs zum Vergnügen macht Wohlseyn und Ruhe und Freude um sich her zu verbreiten? Wer liebt nicht den Grosmüthigen, der sich zur Errettung seiner Brüder in Gefahr begab, sollten ihn auch Länder und Seen von ihm trennen; er nie selber Wohlthaten von ihm empfangen haben oder je erwarten dürfen? wer vertrauet sich nicht gern dem, der mit den Weinenden weinet und mit den Frölichen frölich ist? Und wie denn erst, wenn

er

er sich gegen ihn selber als Wohlthäter erwiesen hat? Verabscheuen wir nicht eben um deswillen den Undank so sehr, weil er etwas so unnatürliches ist? Welch ein Seegen aber, o Christen, ist nicht die Achtung und Liebe unserer Reisegefährten zur Ewigkeit! Wie manche Erleichterung der Beschwerlichkeiten des Weges durchs Leben verschafft sie uns! Wie vermindert sich Kummer und Sorge am Busen theilnehmender Freunde! Wie wird selbst die Freude des Lebens durch Mittheilung süsser! Und selbst die Summe der Freuden des Menschenfreundes ist grösser, so wie ihr Genuß schmackhafter. Denn nicht nur sucht sie ihm der dankbare Nächste, den er erquicket hat, wo er kan, zu vermehren und seine dornichte Bahn mit Rosen zu bestreuen; nicht nur drängen sich Gebete für sein Wohl von den Lippen derer zum Himmel, die ihm ihr Wohl schuldig zu seyn glauben; sondern jede Erweisung der Menschenliebe belohnet sein Herz mit Vorschmack der Himmelsgefühle und die Freuden seiner Nebenmenschen, auch wann er sie nicht verursacht hat, sind so gut als sein, weil er sie mitzuempfinden gewohnt ist. Gleichwohl ist Gott nicht gerade auf diese natürlichen Folgen der Menschenliebe eingeschränkt und kan und wird als Regierer der menschlichen Schicksale auf mancherley Weise ihm zeigen, daß er ihm mit seinem Schutze und seiner Gnade gegenwärtig ist; und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen.

Aus diesem Bewußtseyn der gnädigen Aufsicht Gottes über ihn, aus dieser sichern Erwartung seines Beyfalls und Seegens entspringt denn der andere Vortheil, dessen Johannes gedenkt, um uns zur Menschenliebe zu ermuntern; die Freudigkeit des Gewissens. „Daran, spricht er, „ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine „Freudigkeit haben am Tage des Gerichts: denn „gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt.“ Dann ist unsre Liebe vollständig, so daß wir mit Freudigkeit an das bevorstehende Weltgericht denken können, wann wir uns in der Welt eben so gegen die Menschen verhalten, als er sich gegen uns verhält. „Furcht ist nicht in der Liebe.“ Wen die Liebe Gottes einmal so durchdrungen hat, daß er um ihrentwillen alle Menschen liebt, dem kan nicht mehr vor Strafen Gottes bang seyn. Mit der Ruhe eines kindlichen Zutrauens zu dem Gott, der die Liebe selber ist, sieht er der Entscheidung seines Schicksals in jener Welt entgegen, die ihm der größte Menschenfreund Jesus Christus bekannt machen soll. Mag sie sich doch nähern die dem Sünder so schreckliche Stunde der Auflösung seines irrdischen Theils, ihm kömmt sie gesandt von dem Gotte der Liebe. Die ernste Prüfung, die er noch über die Aussaat seines verflossenen Lebens anstellt, so sehr sie ihn überzeugt, daß alle unsere Tugend unvollkommen ist, so schlägt sie ihn doch nicht nieder und verbittert ihm nicht den Abschied von der Erde. Keine Flüche derer,

die

die er gedrückt, drücken itzt mit Centnerlast sein banges Herz; keine Thränen derer, die sein Stolz oder Geitz in Jammer gestürzt oder unberathen und ungetröstet gelassen hat, brennen auf seinem verwundeten Gewissen. Aber Thränen des Dankes, derer, die er geschützt, beruhigt, erquicket, aus dem Staube gehoben hat, aber gewonnene Stunden, mit ungesehenen, nur vom allwissenden Vergelter gesehenen, Thaten des Edelmuthes bezeichnet, bringt ihm die Erinnerung vor das brechende Auge. Selbst der Schmerz der Seinigen, die er zurück läßt, das einzige, was ihm den Tod verbittert, wird milder, wenn er bedenkt, daß er als Menschenfreund, so sehr er gekonnt, den Grund zu ihrem Glücke gelegt, daß er sich Freunde erworben, die ihn noch in ihnen lieben werden, und daß Gott durch seinen Tod nicht gehindert wird gleich väterlich noch ferner für sie zu sorgen. Und blickt er hinaus in die Zukunft, so beschäftigen seinen sich vom Staube loswindenden Geist Bilder der reinern Freuden der Liebe der Menschen und Gottes, die dort ihn erwarten. Da dankt ihm ein Seeliger, den er auf Erden in der Tugend befestigte, die Wonne des Himmels und jauchzt, daß er sie nun mit ihm theilen kan. Dort ergießt sich sein Herz ins Herz eines verklärten Freundes. Hier wird ihm jeder Trunk kalten Wassers, womit er einen der geringsten Brüder Jesu erquickte, mit Strömen überirrdischer Wonne vergolten. Wie strahlt ihm in

blendendem Glanze die Krone des Siegs aus der Hand des Erretters entgegen, über dessen Anblick er Glanz und Krone vergißt! Nun ist er zum Himmel geweiht. Die Stunde schlägt. Ahndung des Himmels mischt sanftes Lächeln noch in seine Todeszüge. Seine Freunde klagen. Er aber ist schon vom Traume zur Wahrheit übergegangen, glaubt itzt sterben zu müssen, und ist schon todt, schon vollendet!

Gewis ein Zustand, den der Menschenfeind selber beneidenswerth finden muß! Aber Thorheit wär' es ihn zu beneiden, da es nur von uns abhängt, gleichen Glückes theilhaftig zu werden, und da uns die Gottheit durch Natur und Offenbarung den Weg zu ihm leicht gemacht hat. Es ist keiner so dürftig an Geld oder Ansehen, der nicht in seinem, obgleich eingeschränkten, Wirkungskreise Menschenliebe üben könnte und bey Gott, der aufs Herz sieht, gilt das Scherflein der armen Wittwe oft mehr, als das glänzende Allmosen des Reichen. Möchten wir nur die Bewegungsgründe zur Menschenliebe besser nützen, die uns Vernunft und Schrift anbieten, um den jedes gute Gefühl tödenden Eingebungen der Selbstsucht widerstehen zu können! Möchten wir nur zur Be-

schämung unserer Kälte gegen Geschöpfe unserer Art, beherzigen: wie Gott sie liebt, so würde uns sein Muster nicht nur zur Nachahmung entzünden, sondern auch am sichersten lehren: wie wir sie lieben sollen! Möchten wir nur oft ermessen: daß ohne Menschenliebe keine Gottesverehrung möglich sey, so würden wir uns nie auf unser Christenthum etwas einbilden, so lang uns noch ein Hauptkennzeichen wahrer Christen, Menschenliebe, fehlet! Möchten wir nur Gott wahrhaftig lieben, so würden wir auch seine Menschen lieben! Und so würden wir uns denn auch des Seegens Gottes zu erfreuen haben und nicht vor seinen Gerichten beben.

Aber beben muß vor ihm der fühllose Menschenfeind, der mit kaltem Blute Menschen kränken kan; denn er ist auch Gottes Feind. Er nimmts mit dem Allmächtigen auf, indem er die beleidiget, die er in seinen Schutz genommen hat. Nicht lang wird er über den schwächern Liebling des Höchsten triumphiren, sein Auge an der Thräne des Kummers, den er verursacht hat, sein Ohr am Geschrey des Schmerzens weiden. Dann „es wird ein unbarmherzig Gericht gehen, über den, der nicht Barmherzigkeit gethan hat!“

Ach! daß es keinen unter uns einst treffen möge, dieses unerbittliche, strenge Gericht, Gott der Götter! Wie wollten wir mit lieblosen Herzen bestehen können vor dem Richterstuhle deines Sohnes, des größten Menschenfreundes! Ach! Erbarme dich unser, der du die Liebe selber bist! Hilf uns jede feindseelige Neigung unsers Gemüthes siegreich bekämpfen und erfülle uns durch deinen Geist mit der Gesinnung und den Gefühlen Jesu Christi, damit wir in der Liebe, und so denn in dir bleiben und du in uns! Amen.

VI.

Am
Tage des Apostels Jakobus.

Ueber den gewöhnlichen

Evangelientext.

VI.

Aus

Sage des Apostels Jakobus

[illegible]

Evangelienbuch.

Am Tage des Apostels Jakobus.

Die Beyspiele grosser Männer, Andächtige Versammlung, können uns auf zweyerley Weise nützen: einmal durch die Betrachtung ihrer Tugenden und Vorzüge; und dann auch durch das Anschauen ihrer Fehler und Schwachheiten. Jene erhebt unsern Geist und treibet uns mit einer geheimen, beynahe unwiderstehlichen Gewalt, uns zu den Höhen aufzuschwingen, auf denen wir Geschöpfe unserer Art mit Bewunderung und Hochachtung erblicken. Dieses gibt uns die heilsame Lehre: daß kein Sterblicher auf seine Verdienste stolz seyn darf; daß wir alle mannichfaltig fehlen; daß wir Ursache haben, beständig über unser eigen Herz zu wachen und vor Versuchungen zum Laster auf unserer Hut zu seyn, denen oft selbst Lieblinge Gottes kaum widerstunden; und daß Paulus uns mit grossem Rechte warnte: „Wer sich lässet dünken: er stehe, der sehe wohl „zu, daß er nicht falle!„

Auf

Auf die leztere Art wollen wir heute das Beyspiel des grossen Apostels nüzen, nach dem dieser Tag, zu seinem Andenken, genannt ist, nemlich Jakobus des Grössern, wie man ihn, zum Unterschiede von dem jüngern Jakobus, dem Sohn oder Schüler Alphäus und Stiefbruder des Herrn, zu nennen pflegt, dessen wir uns mit Philippus zugleich an Einem Tage zu erinnern gewohnt sind. Wir rechnen ihn billig unter die wegen ihrer Vorzüge seltenen und über den grössern Haufen erhabenen Sterblichen. Schon das würde uns dazu berechtigen, daß er mit zu den Zwölfen gehörte, die, nach der Erzählung Matthäus im 10. Kapitel seines Evangeliums, von dem Heilande in die Welt ausgesandt wurden, durch die Ausbreitung der Wahrheit und Tugend ihre Wohlthäter zu werden. Aber er wurde so gar von demselben noch manchen Vorzugs vor andern Aposteln gewürdigt; woraus wir schliessen können, daß er ihn besonders werth geachtet habe. Ihn nur, meldet Markus, ihn nur und seinen Bruder Johannes und Petrus nahm er mit sich, Zeugen der Erweckung von Jairs Tochter zu seyn. Die nemlichen drey, nach Matthäus, Markus und Lukas Erzählung, nahm er mit sich auf den Berg, um sich vor ihnen zu verklären. Und die nemlichen drey sonderte er in Gethsemane von den übrigen und nahm sie, schreibt Matthäus, zu sich, als er anfieng zu trauern und zu zagen.

Was für Eigenschaften der Erlöser besonders an diesem Jünger geschätzt habe, läßt sich zwar aus dem Wenigen, was die Evangelisten von seiner Denkungsart und seinen Begebenheiten melden, nicht genau bestimmen, da sie seine Geschichte nur im Vorbeygehen berühren. Inzwischen können zween oder drey Züge, die wir im Markus und Lukas auffinden, uns einen nicht geringen Begrif von ihm machen. Markus erzählt im 3. Kap. seiner Geschichte: daß Jesus die beiden Söhne Zebedäus Kinder des Donners genannt habe, und zwar zu eben der Zeit, als er seine Apostel ordnete und aussand und Simon den Namen Petrus gab. Nicht unwahrscheinlich muthmassen wir daher, daß er damit die Stärke, das Feuer, den glücklichen Nachdruck habe andeuten wollen, womit sie ihr ihnen eben aufgetragenes Amt verwalten und in die Herzen ihrer Zuhörer dringen würden. Lukas meldet in seiner evangelischen Geschichte von eben diesen beeden: daß sie, im Eifer über einen samaritanischen Ort, der den Gottmenschen aufzunehmen sich weigerte, Feuer vom Himmel über diese Frevler hätten herabbeten wollen: „Herr, willst du, so wollen wir „sagen: daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias that.„ Eine Rede, die eine brennende Liebe zu ihrem Lehrer verräth und uns diesen heiligen Mann als einen eifrigen Verehrer und Anhänger des Heilandes kennen lehrt. Endlich war er, nach eben dieses Lukas Bericht

im 12. Kap. seiner apostolischen Geschichte, der erste, der um der Wahrheit willen den ruhmwürdigen Märtyrertod starb und dadurch allen Freunden dieser seeligen Wahrheit sein Andenken unvergeßlich machte.

Bey alle dem meldet unser heutiger Text eine Schwachheit von ihm, um derentwillen wir ihn zwar nicht verachten dürfen, weil sie sich auf das Vorurtheil von einem irrdischen Reiche des Messias gründete, welches er damals noch mit den übrigen Jüngern Jesu gemein hatte, und weil dieser selber sie ihm ganz liebreich verwies; die uns aber zu lehrreichen Betrachtungen Gelegenheit geben kan und um so mehr zur Warnung dienen muß, da sein Fehler bey uns schwerere Versündigung seyn würde, indem wir viel deutlichere Kenntnisse haben, als er damals haben konnte. Wir bereiten uns denn zu solchen Erwägungen mit dem vollkommensten allgemeinen Gebete: V. U.

Evangelientext.

Matth. XX. 20—23.

Da trat zu ihm die Mutter der Kinder Zebedäi, mit ihren Söhnen, fiel vor ihm nieder, und bat etwas von ihm. Und er sprach

zu

zu ihr: Was willst du? Sie sprach zu ihm: Laß diese meine zween Söhne sitzen in deinem Reich einen zu deiner Rechten und den andern zu deiner Linken. Aber Jesus antwortete und sprach: Ihr wisset nicht, was ihr bittet. Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde, und euch taufen lassen mit der Taufe, da ich mit getaufet werde? Sie sprachen zu ihm: ja wohl. Und er sprach zu ihnen: Meinen Kelch sollt ihr zwar trinken, und mit der Taufe, da ich mit getauft werde, sollt ihr getauft werden; aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, stehet mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater.

Man streitet zuweilen, Andächtige, über die Vernunftmässigkeit der Wünsche. Man könnte auch über ihre Christlichkeit streiten, wenn man gewohnt wäre an die zu denken. Aber sowohl diejenigen, welche die Wünsche, als etwas unnützes, schlechthin verwerfen, als auch ihre Gegner, pflegen sie nur selten in Beziehung auf die Religion zu betrachten. Nun könnte die Entscheidung zwar freylich für das Christenthum einigermassen gleichgültig zu bleiben scheinen, wenn

blos von einem alten hergebrachten Stücke des Wohlstandes, der guten Sitten, der feinen Lebensart, die Rede ist, wie die Wünsche zum neuen Jahre, zum Geburtstage, zu einer Verbindung, einer Reise, und andere; obgleich der Christ auch als Christ zur Höflichkeit verbunden ist. Aber man kan die Wünsche der Sterblichen auch noch in näherer Verbindung mit ihrem Glauben und ihrer Frömmigkeit betrachten, und dann können und dürfen sie ihnen noch weit weniger gleichgültig seyn. Man kan die Fragen aufwerfen: Helfen denn die Wünsche uns oder andern etwas? Sind sie blos eine Erfindung des Eigennutzes oder der Mode? Oder haben sie ihren Grund in der Menschenliebe, der Gottesliebe, der Selbstliebe, diesen einzigen Quellen wahrer Christentugend? Ist es erlaubt, uns selber oder andern etwas zu wünschen? Ist es nicht Eingrif in die Rechte Gottes, der ohnehin jeden gern glücklich macht und besser, als wir, weiß: wer's verdienet, und wie und zu welcher Zeit er's thun müsse? Ist es nicht Verwegenheit zu glauben: daß Gott sich nach den Wünschen kurzsichtiger Erdensöhne richten und seine ewigen Rathschlüsse darnach ändern werde? Und wenn sich auch ohne Verwegenheit Wünsche als erlaubt denken lassen; wenn es so gar Gott gefällige, Christen anständige, Wünsche gibt, welche sind es? und wie müssen sie beschaffen seyn? wodurch sich von unerlaub-

ten

ten unterscheiden? Alle diese Fragen betreffen unsern Glauben und unsere Pflichten.

Immer wird es also kein unnützes Unternehmen seyn, sondern der Absicht unsrer Versammlung entsprechen, wenn wir von dem unüberdachten, allzu voreiligen und zu eiteln, Wunsche der beeden Zebedäiden und ihrer Mutter, den das Evangelium erzählet, Anlaß nehmen, einige Betrachtungen über

die Wünsche der Menschen

anzustellen. Um ihre Rechtmässigkeit oder Unrechtmässigkeit, ihren Nutzen oder Schaden gehörig aus einander und ins rechte Licht zu setzen, werden wir sie wohl am besten unter drey Abtheilungen bringen und

1) über die thörichten;
2) über die sündlichen;
3) über die erlaubten und pflichtmässigen Wünsche

nachdenken. Wir beginnen diese Erwägung mit dem gewis erlaubten Wunsche: daß Gott sie zu unsrer Erbauung geseegnet seyn lassen wolle! Amen.

Kein Wunder war es wohl, A. wenn zuweilen selbst Weise von den Wünschen zu geringschätzig dachten, da es so viel thörichte Wünsche gibt, die immer ein schwaches Herz oder einen kranken Geist verrathen. Bald von Unwissenheit, Vorurtheil, Wahn, bald von Eitelkeit, Eigennutz oder heftiger Gemüthsbewegung, irre geführt, erlauben sich oft, auch wohl sonst kluge, Menschen solche Wünsche, deren Ungereimtheit sie, bey kalter und reifer Ueberlegung, leicht einsehen und fühlen könnten; und oft wird ihr Wunsch desto heisser, sehnlicher, je weniger Anschein zu seiner Erfüllung vorhanden ist. Denn ein Wunsch ist ja nichts anderes als ein Verlangen, dessen wir uns mit Wohlgefallen bewußt sind, und das oft so hoch steiget, daß wir es nicht mehr in der Brust einschliessen können, sondern in Worte ausbrechen lassen. Ist nun entweder unser Verstand nicht aufgekläret oder unser Herz nicht gebildet genug; haben wir keine festen Grundsätze, oder nicht Kraft genug, nach Einsichten zu begehren und zu handeln; so werden unsre Begierden oft über die Vernunft den Meister spielen, und so werden wir also auch oft auf thörichte Wünsche verfallen.

Die Ehrerbietung, die wir dem Gottesgeliebten, dem dieser Tag gewidmet ist, und die Achtung, die wir seiner Mutter und seinem Bruder, schuldig sind, verbeut uns nicht, dieses zum

Theil mit ihren Beyspielen zu erläutern. Die Gesendeten des Herrn waren nicht fehlerfrey, obgleich frey von vorsetzlicher Bosheit; denn ihre Einsichten waren damals noch beschränkter, als jetzt die unsrigen sind; waren noch nicht durch den Geist Gottes erhöhet worden. Aber ihre Schwachheiten können uns um so mehr zur Warnung dienen, je stärker sie, von Seiten ihres offenen Herzens und ihrer Wahrheitsliebe sowohl als ihrer heissen Liebe zu Jesu, uns für sich einnehmen. Auch macht uns Jesus selber im Texte auf ihre Schwäche aufmerksam, wenn er ihre Bitte mit dem vielbedeutenden Verweise abschlägt: „Ihr wisset nicht, was ihr bittet.„ Salome sowohl als ihre Söhne waren von dem damals herrschenden Wahne angesteckt: daß der Messias plözlich im Glanze der Majestät einen irrdischen Thron besteigen werde. Ihre Eitelkeit, die durch die Vorzüge, der er sie vor andern Jüngern gewürdigt hatte, gewachsen seyn mochte, deutete selbst das Versprechen, daß die Apostel einst die zwölf Geschlechter Israels richten sollten, auf eine irrdische Weise und, ohne sich dabey etwas unerlaubtes zu denken, wünschten sie nun auch dann, wann er Besitz von seinem Reiche genommen haben würde, noch besondere Vorrechte, einen Rang vor den übrigen, zu haben. Bey Salome mochte die mütterliche Liebe noch vollends den Ausschlag geben und die Blendung vergrössern. Ein süsser Gedanke für sie: ihre Söhne die nächsten

am Throne des Herrschers! — sie die beneidete Mutter dieser Hochgeehrten! — Kan sie ihn bergen, den schmeichelhaften, ihre ganze Seele erfüllenden, Wunsch? So allgewaltig beherrscht er ihr Herz, daß sie fürchtet: der Gütige möcht's ihnen abschlagen, und alles anwendet, dieses zu verhüten. Sie will mit ihnen gemeinschaftlich ihn angehen. So bald sie ihn allein sieht, nimmt sie die beyden Lieblinge an die Hand und fällt vor dem Herrn auf die Kniee. Aengstliches Besorgnis selbst bey dieser Demüthigung noch Widerstand zu finden, und vielleicht auch heimliches schamhafte Bewußtseyn ihrer Eitelkeit, die der Weise tadeln würde, hemmet ihr anfangs die Sprache. Nur im Allgemeinen trägt sie erst vor: daß sie ihn etwas bitten wolle, das er ihr doch nicht abschlagen möchte. Liebreich macht' er ihrem Herzen mit der Frage Luft: „Was willst du?„ Und nun strömts von den Lippen, daß sich die drängenden Worte beynahe verschlingen: „Laß diese meine zween Söhne sitzen in deinem Reich einen zu deiner Rechten, den andern zu deiner Linken!„ Wahres Gemälde der gewöhnlichen Wünsche der Menschen! Aber auch treffende Antwort! „Ihr wisset nicht, was ihr bittet.„ Sie wußten wirklich nicht, was sie baten. Denn ein Vorrang in Jesu irrdischem Reiche war etwas unmögliches, da dieses Reich selber nur ein Traum war. Hätten sie aber auch einen Vorzug in der wirklichen Herrlichkeit Jesu darunter verstanden, so über-

übersahen sie nicht: welch einen Kelch der Leiden sie vorher austrinken müßten, um solcher Kronen theilhaftig zu werden; und solch ein Vorrecht war immer etwas, das sie sich bey Gott hätten ausbitten *), und wozu sie die Mittel hätten anwenden uud dann doch geduldig erwarten müssen: ob der Höchste es für sie ausersehen habe. Ihr Wunsch war also in mehr als einem Betrachte unbedachtsam.

Und eben so sind es nur allzuoft die Wünsche der Menschen, wenn sie nach Dingen trachten, die sich an sich selber nicht denken lassen, oder für sie, nach ihrer Lage, ihren Fähigkeiten und Umständen, oder wegen anderer ihnen wohlbekannter Hindernisse, unmöglich sind; wie, wenn wir wünschen wollten: daß wir den Entwurf der göttlichen Weltregierung übersehen könnten, oder daß, um uns einige geringe Vortheile zu verschaffen, die ewigen Gesetze der Natur aufgehoben werden, die Räder dieser unermeßlichen Maschine einen andern Gang nehmen, einen langsamern oder schnellern Schwung bekommen sollten. Solche Wünsche sind um so thörichter, nicht nur weil die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung, die wir einsehen könnten, unsre Klugheit beschämet, sondern auch weil wir uns damit eine unaufhörliche Kränkung verursachen, die aus dem Mangel ihrer Be-

*) Salome und ihre Söhne beteten damals den Heiland noch nicht als Gott an.

friedigung nothwendig entstehen und so lang fortdauern muß, als die Unmöglichkeit derselben dauert. Mag doch der Bettler noch so sehr wünschen Regent zu seyn! Er wird es nur um so unerträglicher fühlen, daß ers nicht ist und seine Zeit in Unzufriedenheit mit albernen Betrachtungen und Anschlägen verliehren.

Noch thörichter sind diejenigen Wünsche der Sterblichen, welche auf Dinge gerichtet sind, die sie nicht recht kennen, ob sie ihnen nützlich oder schädlich seyn würden. So wünschen sich oft manche ihr oder ihrer Geliebten langes Leben, und würden in Klagen ausbrechen, wenn der weisere Gott nicht zu gütig wäre, um ihren Wunsch zu erfüllen. So wünschen sich oft manche grossen Reichthum, ohne zu argwöhnen: daß er ihnen eine trübe Quelle von Sorgen, Unruhen, Verdruß und vielleicht auch Lastern seyn würde. Denn „die da reich werden wollen, fallen in „Versuchung und Stricke und viel thörichter und „schädlicher Lüste, welche versenken den Menschen „ins Verderben und Verdammnis.„ So wünschen sich manche hohe Ehrenstellen, sollten sie auch durch tausend Niederträchtigkeiten und die empfindlichsten Demüthigungen ihres Stolzes zu denselben hinankriechen müssen, weil ihre Eitelkeit kein grösseres Glück kennet, als Rang und Titel und Befehlshaberschaft; ohne zu vermuthen: daß diese Würden ihnen Neid, mühseelige Geschäfte,

Zeitver-

Zeitverlust, grössere Verantwortung, mancherley Versuchungen zu Hochmuth, Herzenshärte, Falschheit, Ungerechtigkeit, zügelloser Ungebundenheit und andern unchristlichen Gesinnungen und Handlungen zuziehen und sie mancher reinen Freuden des Mittelstandes berauben würden. Auf sie kan man denn recht eigentlich die Worte des Herrn anwenden: „Ihr wisset nicht, was ihr bittet.„

Beyde Arten von Wünschen, unmöglicher Dinge und solcher, deren Erfolg unbekannt ist, finden indessen zuweilen Entschuldigung vor dem Richterstuhle der Vernunft und der Religion; wenn sie nemlich Ausbrüche der Liebe Gottes oder der Menschenliebe sind, und grosse, unser würdige Zwecke haben. Wann wir den Dürftigen unberathen im Elende schmachten, die niedrige Unschuld einen Raub des kühnen oder listigen Verführers, die gerechte Sache des Armen oder Geringen ein Opfer der Schikane oder des Hochmuthes werden sehen; wann wir mit Schauder lesen: daß ein rechtschaffener Mann, ein ehrwürdiger Greis, von unmenschlichen Richtern zum schmerzlichsten Tode verdammt und seine Familie in grundlosen Jammer gestürzt wird, weil er andere Religionsmeinungen hat, als sie; wer kan uns tadeln, wann uns da der unwillkührliche Wunsch aufsteigt: daß wir doch das Schwerdt der Gerechtigkeit in Händen haben möchten, um

solche Unglückliche retten, solche verruchte Scheusale der Erde strafen zu können? Oder wer könnte es einem treuen, glücklichen Volke verargen, wenn es wünschet: daß sein tief verehrter Fürst das Alter der Erzväter überschreiten möchte? Wer es uns verargen, wenn wir bey dem wehmüthigen Gedanken an die immer mehr uberhandnehmende Zügellosigkeit in Meinungen und Sitten, in Irrlehren und Untugenden, wünschen: daß demohnerachtet alle — ach! alle unsere Brüder — seelig würden! Und sollte es Thorheit seyn, sich selber ein langes Leben wünschen, um den Seinigen, dem Staate, der Welt, noch mehr Dienste leisten zu können? Aber keine Entschuldigung haben im Gegentheil unsere Wünsche und werden billig zu den thörichten gerechnet, wenn sie so gar Güter betreffen, die weder zu wahrer Wohlfarth gehören, noch des Strebens vernünftiger Wesen würdig sind. Einem Kinde kan mans verzeihen, wenn es sich bald die hurtigen Läufte des Rehes, bald das Gefieder des Vogels, wünschet. Aber was soll man von dem Erwachsenen urtheilen, der, nun, von Romanen erhitzt, sich in eine Welt wünschet, in der man seine Zeit unter müssigen Schwärmereyen vertändeln könnte; nun, um seinen Lüsten freyen Lauf lassen zu können, die Tugend aus der Welt verbannet wissen möchte?

Die

Die allerthörichtste Art aber, auf die sich Menschen bey ihren Wünschen, sie mögen noch so vernünftig oder sittlich gut seyn seyn, betragen können, ist: wenn man sich Güter wünschet, ohne thätig nach ihnen zu trachten, da man sie erwerben könnte, wenn man sichs Arbeit wollte kosten lassen. Kaum kan man es dem unbesonnenen Knaben hingehen lassen, wenn er gern einst angesehen, geehrt, begütert werden möchte und gleichwohl nicht emsig ist sich Geschicklichkeiten und Verdienste zu erwerben, durch die man ein brauchbarer Staatsbürger wird und sich in gegründete Achtung setzet. Wie denn erst dem Manne, der nach Glücke geitzet und den einzigen Weg dazu, den Weg der Tugend, verläßt? Kan ein Widerspruch sichtbarer seyn, als den ein Mensch begeht, der gern reich werden möchte und doch nicht sparet? der gern ein zufriedenes Herz hätte und doch täglich sein Gewissen aufs neue verwundet? der gern für klug und weise gehalten seyn möchte und doch beydes zu werden sich nicht die Mühe geben mag? der sich Gesundheit und langes Leben wünschet und beydes durch Ausschweifungen untergräbt? der täglich um ein seeliges Ende betet und sich nicht darauf vorbereitet? Solche Wünsche, wobey man die Hände in den Schoos legt, gehen entweder nicht von Herzen oder sind nur Früchte der vorübergehenden Ueberlegung eines Augenblickes, die, gleich wieder von Lieblingsleidenschaften verdränget, keine Spur von sich zurücklassen.

In

In beyden Fällen sind sie also einem vernünftigen Wesen äusserst unanständig und durchaus unnütz.

Alle solche thörichte Wünsche sind nun zwar in sofern Sünde, als wir durch sie unsern erhabensten Vorzug, den in uns glimmenden Funken der Gottheit, die Vernunft, verläugnen und uns selber abwürdigen. Allein es gibt auch solche, deren Sündlichkeit und Strafbarkeit noch stärker in die Augen fällt; die noch unmittelbarer den heiligen Gesetzen Jehovens zuwider sind.

Mit unerhörtem Leichtsinne wünschen oft manche Menschen sich selber Dinge, von denen sie wissen können, daß sie ihnen schädlich sind. Vom Zorn übermannet, von Rach' entglommen, fluchen gleich oft andere ihren Brüdern, um aus ihrem Unglücke Vortheil ziehen zu können. Von allerley Gemüthsbewegungen bestürmer, wünschen manche solche Dinge, die der Ehre Gottes zuwider wären und das Reich des Fürsten der Finsterniß erweitern würden. Kommen nun gleich ruchlose Wünsche dieser Art nicht zu ihrer Erfüllung, die von dem Winke des obersten Herrschers, des gütigsten Wesens, abhängt, so sind sie doch darum, als Ausflüsse eines bösens Herzens, nicht weniger sündlich, und diejenigen, welche sich dergleichen Wünsche erlauben, sind allemal strafbar, indem sie sie auch erfüllen würden, wenn

sie

sie Macht dazu hätten. Hieran kan kein Anfänger im Christenthum zweifeln.

Daran aber scheinen manche zu zweifeln: daß man sich auch versündigen und eben so schwer versündigen könne, indem man etwas gutes wünschet. Gleichwohl kan man auch dieses auf mancherley Weise. Sollte es keine Versündigung seyn, wenn wir z. B. andern etwas gutes wünschen, ohne daß unser Herz darum weiß? Keine Versündigung, wenn wir unsren Nebenmenschen etwas gutes aus böser Absicht wünschen? Gesundheit und Leben, um sie peinigen zu können? Ehre und Würden, um sie desto tiefer herabstürzen zu sehen? die Gunst des Fürsten, einen mächtigen Arm, um uns ihrer zu Ausführung gottloser Rathschläge bedienen zu können? Keine Versündigung, wenn wir im Wunsche des Guten das rechte Maas überschreiten: bald über solchen an sich guten Wünschen des zukünftigen die gegenwärtige Gelegenheit uns und andere zu beglücken aus den Augen setzen und wohl gar, indem wir dem Ungewissen nachstreben, das Gewisse aus den Händen gehen lassen; bald den geringeren irrdischen Gütern so gierig nachtrachten, daß wir Gott gleichsam vorschreiben: mit welchen und auf welche Art er uns seegnen solle; oder die höheren Güter der Seele: Gottes Gnade, Frieden im Gewissen, Hofnung der seeligen Unsterblichkeit darü-

der verliehren, anstatt daß wir „ am ersten nach „dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten sollten?„ Keine Versündigung, wenn wir selbst den Himmel und die wonnevolle Ewigkeit so wünschen: daß wir der Zeit nicht erwarten wollen, wann sie uns zu Theil werden kan und soll, und dieses Probeleben, in das uns Gott nicht ohne weise und gnädige Absichten gesetzt hat, ganz verachten?

So blieben denn, möchte man denken, für das arme, immer emporstrebende, Herz des Sterblichen gar keine Wünsche übrig? So darf es nicht nach der Verbesserung seines Glückes schmachten? Nicht einmal schmachten nach dem, was ihm fehlet und es für wünschenswürdig hält? So soll es den heissen Trieb nach Glückseeligkeit, den es doch nie ersticken kan, nur immer fürs Allgemeine hegen, ohne ihn je aufs Einzelne anwenden, richten, zu dürfen? —— Nein, ewige Güte! So tyrannisch gebeutst du uns nicht. Du gabst uns diesen Trieb. Wie solltest du dein Geschenk selber verdammen und deine weisen Absichten dabey zurücknehmen? Es gibt ja auch erlaubte und pflichtmässige Wünsche. Und diese sind sogar nothwendig, um uns in einer heilsamen Thätigkeit zu erhalten. Wie würden wir unser Glück weise wählen, die Scheingüter von den wahren unterscheiden und einen wirksamen Antrieb, das für uns ersprieslichste zu ergreifen, haben können,

wenn wir jeden Wunsch, jedes Verlangen unsrer Seele, unterdrückten? Wer nicht zu erndten begehrt, wird schwerlich säen und alle Beschwerlichkeiten des Feldbaues über sich nehmen. Wen nicht nach Siege dürstet, der wird schwerlich mit Muth in den Kampf gehen. Wer nicht nach dem Beyfalle der Gottheit geitzet, wird nicht mit ausdauernder Standhaftigkeit die Versuchungen zum Laster überwinden, nicht „sein Fleisch „kreuzigen samt den Lüsten und Begierden,„ um Jesu nachzufolgen. Ein Mensch, der gar nichts wünschen wollte, um sich ganz der Fürsehung zu überlassen, würde alle Augenblicke von Gott Wunder erwarten und ihn, dem er nicht in seine Rechte greifen wollte, durch sorglose Trägheit entehren. Wohl uns, Christen, daß wir jenes nicht nöthig haben, und hiervor durch unsere heilige Religion bewahret werden! Wohl uns, daß sie uns die Neigungen und Triebe unserer Natur, diese Triebfedern der Wirksamkeit, nicht ausrotten, — das könnten wir nicht — sondern nur beherrschen heißt! Wenn wir ihrer Stimme folgen, so werden wir auch, aber mit Weisheit, wünschen.

Sind leibliche Güter der Gegenstand unsers Wunsches, so lehrt uns das Christenthum sie erst recht ins Gesicht fassen, ihre Natur, ihren wahren, oder scheinbarn, oder erborgten, Werth erst recht erforschen, damit die Einbildungskraft

uns keinen Betrug spiele, keine Blendung der Eitelkeit oder sinnlichen Lust uns täusche und wir nicht den Vorwurf des Heilandes im Texte verdienen: „Ihr wisset nicht, was ihr bittet.„ Nach einer solchen richtigen Würdigung werden wir sie denn auch nicht höher schätzen, als sie es verdienen; sie also auch verhältnismässig und mit gehöriger Einschränkung wünschen; werden, selbst bey wünschenswerthen Gütern dieser Art, uns immer in den Willen des Herrn aller Herren ergeben, der die Schicksale der Sterblichen nach seiner höhern Weisheit regieret und uns mehr geben kan, und auch oft mehr gibt, als wir bitten oder verstehen. Hier wird Jesus unser Muster seyn, der selbst die Entfernung seiner schrecklichen Leiden, in der äussersten Angst seines Herzens, mit dem Zusatze von Gott wünschte: „Doch nicht „mein, sondern dein Wille geschehe.„ Seinem Muster und seiner heiligen Lehre zufolge, werden wir Gesundheit, Ehre, Habe, Vergnügen, zwar uns und andern Menschen, zu ihrem und unserm wahren Vortheile, wünschen, aber, eben um dieses Vortheils willen, sie höhern Gütern aufzuopfern im Stande seyn, wenn wir ausserdem diese über sie verliehren müßten. Seinem Muster und seiner heiligen Anweisung zufolge, werden wir aber auch selbst diese Güter nicht müssig, sondern in Verbindung mit der Anwendung unserer Kräfte wünschen.

Aber

Aber geistliche Güter sind vor jenen der Herzenswunsch des Christen. Zu wachsen an heilsamer Erkenntnis und an Gott ähnlicher Denkens- und Sinnesart, immer mehrero Fertigkeit in edlen, seines hohen Berufes würdigen, Erweisungen, mehrere, reichere, Gelegenheiten zur Ausübung der Tugend, der Menschenliebe, zur Verherrlichung der Ehre seines guten und grossen Schöpfers, zu haben, dies ist sein feurigster Wunsch. Oft, wann er die Güte seines himmlischen Vaters beherzigt, engt sich seine Brust, und seine Sehnsucht, solche Liebe erwiedern zu können, wird zum Gebete: „ Ach! daß mein Leben, du höchstes Gut „ meiner Seele, ach! daß mein Leben deine „ Rechte mit ganzem Ernst hielte!„ Oft, wann er's in der Stunde der Einsamkeit denkt: daß jenseits des Grabes „ noch eine Ruhe „ vorhanden ist;„ ermißt: was dorten „Gott „ bereitet hat denen, die ihn lieben,„ beschleicht ihn das schmachtende Verlangen, bald noch näher mit dem Quell aller Seeligkeit vereinigt zu werden, noch mehr „ zu schmecken „ und zu sehen, wie freundlich der Herr sey.„ Auf Fittigen der Andacht hebt sich dann der unsterbliche Geist über Erde und Zeit und wünschet mit Paulus „ aufgelöset und bey Jesu „ Christo zu seyn,„ seufzet mit dem heiligen Dichter: „Meine Seele dürstet nach Gott,

„ nach dem lebendigen Gott. Ach! wann „ werd ich dahin gelangen, daß ich Gottes „ Angesicht schaue?„ So trachtet stets sein frommer Wunsch „ am ersten nach dem Reiche „ Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.„

Je ernstlicher nun dieser Wunsch ist, desto weniger bleibt er blos Wunsch, blos unthätige Begier; desto emsiger braucht der Christ die Mittel zu dessen Erreichung, „ übet sich zu „ haben ein gutes Gewissen beyde gegen Gott „ und die Menschen; „ jaget nach dem Klei„ node, welches vorhält die himmlische Beru„ fung in Christo Jesu;„ sucht zu ergreifen das ewige Leben; „ schaffet, daß er seelig wer„ de mit Furcht und Zittern.„

Wer wollte, Andächtige, wer wollte solche christliche Wünsche verdammen? Wer sie auch nur unnütz schelten? Sind sie doch natürliche Ausbrüche eines Gott geweihten und seine Gnade dankbar fühlenden Herzens. Bringen sie doch offenbar den Christen immer dem Ziele der Vollkommenheit näher; sind günstige Winde, die seine Seegel schwellen, ihn hinüberzu-

bringen

bringen ins Land der Ruhe und Vergeltung. Wird doch durch sie der Eifer des Christen im Ringen nach den wahren Gütern beflügelt, seine Demuth und sein Vertrauen auf Gott durch sie stets aufs neue gestärkt, seine Menschenliebe stets aufs neue genährt. Eben um deswillen erlaubte und befahl uns ja auch unser Glaube, sie selbst in bittenden Worten vor den Thron des Allmächtigen zu bringen und zu erwarten: daß er sie nicht unerhöret lassen werde, wenn er ihre Erhörung für uns dienlich und heilsam, seinen übrigen Kindern unschädlich und unser Herz rechtschaffen vor ihm findet.

O! so erhöre uns denn auch itzt, Wesen der Wesen, wenn wir dich um Weisheit in diesem Stücke unsers Christenthums anrufen! Bewahre uns vor allen thörichten und sündlichen Wünschen, wodurch wir uns entehren, deinen heiligen Namen entweihen und uns der Gewährung unserer Wünsche unwürdig machen würden! Laß es uns immer lebhafter erkennen und fühlen: daß wir nur wünschen können, du aber die Wünsche unsers Herzens erfüllen kanst, die ohne deinen Seegen blosse Wünsche bleiben! Laß uns mit Klugheit, Mässigung und demüthiger Ergebung in deinen Willen nach

dem Irrdischen, vor allen Dingen aber nach dem trachten „ das droben ist, da Christus ist „ sitzend zur Rechten Gottes!„ Und einst wollest du uns über alle irrdische Wünsche erheben und unsern Durst nach Glückseeligkeit stillen, wie du uns gnädig verheissen hast, um Jesu Christi willen! Amen.

VII.

Am

XV. Sonntag nach Trinit.

Ueber den ordentlichen

Evangelientext.

Am XV. Sonntag nach Trinit.

„Herr, deine Augen sahen mich, da ich noch „unbereitet war; und waren alle Tage auf ein „Buch geschrieben, die noch werden sollten, und „derselben keiner da war.„ Diesen erhabenen Begrif gibt uns der Verfasser des 139. Psalms von unserm Gott. Von heiliger Ehrfurcht begeistert, preiset er den Jehova, als den allwissenden und allenthalben gegenwärtigen Schöpfer, dem nichts in seiner Welt, bis auf die kleinsten Veränderungen und verborgensten Gedanken der Menschen unbekannt sey. Dir, spricht er endlich, o Herr, ist auch mein Innerstes bekannt und war es schon vor der Zeit meines Daseyns; denn du selber hast mich bereitet und schon damals meine künftigen Lebenstage bestimmt.

Gleich so lehrt auch uns ein reifes Nachdenken ihn kennen. Als der Ewige Geschöpfe zum Seyn erkohr und den weisesten Entwurf ihrer

rer Verbindungen, Kräfte und Wirkungen machte, hatte er Absichten, die so lang fortdauern, als ihr Daseyn währet. Damals schon waren alle einzelne Dinge mit allen ihren Verkettungen, Veränderungen, Lagen, Ursachen und Folgen seinem allervollkommensten Verstande gegenwärtig; er sah sie vorher, genehmigte sie, und ihr Erfolg in der Zeit ist Wirkung seines ewigen Rathschlusses. Zwar erhält und regieret er die Welt nicht stückweise, oder nach einzelnen Veranlassungen und Gelegenheiten, sondern nach einmal festgeordneten, unveränderlichen Gesetzen. Aber auch bey diesen nahm er Rücksicht auf die einzelnen Gegenstände und Vorfälle; und da er allwissend und allgegenwärtig ist, so kan nichts in dem All seiner Schöpfung vorgehen, das er nicht vorher gesehen, geordnet hätte und noch wüßte und wollte oder zuliesse. Ja, er ist so wenig ein müssiger Zuschauer des Laufes der Welt, daß vielmehr seine Allmacht ihn immer noch erhält, seine Weisheit ihn immer noch nach ihrem Gefallen regieret, er immer noch das Recht der Oberherrschaft über sie behauptet.

So offenbar nun und durch die schriftlichen Offenbarungen Gottes bestätigt diese Lehre von der Fürsehung ist, und so sehr sie sich jedem schon dadurch empfiehlt, daß sie unsrer Eigenliebe mit der Vorstellung schmeichelt: jeder Mensch sey zu allen Zeiten ein besonderes Augenmerk des höch-

sten

sten Wesens; und daß sie uns demnach die wohlgegründetste Ruhe in jedem noch so verworrenen oder gefährlichen Zustande des Lebens ertheilet; so ist doch auch sie auf allerley Weise bezweifelt worden. Manche liessen sich durch die Unvollkommenheit menschlicher Sprachen, die die gegenwärtige Erkenntnis Gottes und seine ewigen Rathschlüsse nicht anders als verschieden ausdrücken können, verwirren, und fanden Dunkelheiten in dieser Lehre, wo sie nicht waren. Andere, die allzumenschlich von Gott dachten, wähnten: er sey zu groß, um sich ums Einzelne in seiner Schöpfung zu bekümmern, und dachten nicht: daß sie ihn wirklich klein machen müßten, um zu glauben: es sey ihm möglich das geringste Einzelne ausser Acht zu lassen. Noch andere hielten dieses seiner Weisheit zuwider, nach der es unmöglich sey, noch für jegliches Geschöpf insbesondere zu sorgen, nachdem er schon allgemeine Gesetze zur Erhaltung und Vollkommenheit des Ganzen habe; und bedachten nicht: daß eben diese Weisheit erfodere: daß er die Befolgung dieser Gesetze nicht auf ein Geradewohl ankommen lasse, sondern sie für alle mögliche einzelne Fälle genau bestimmt, mithin den Lauf auch der zufälligsten Dinge geordnet haben müsse; ja, daß ein allwissendes und in seiner Welt überall gegenwärtiges Wesen nicht, wie die kurzsichtigen Sterblichen, nur das ihm zunächst liegende fasse und das übrige sich unter gewissen allgemeinen Gattungen oder Geschlechtern

tern vorstellen müsse, sondern alles in allen, nach allen Ursachen und Wirkungen, Verbindungen, Auflösungen und Durchkreuzungen, die zusammengenommen das grosse Ganze ausmachen, mit einem einzigen Blick übersehe. Noch andere wollten sich etwa zu Verfechtern der Fürsehung aufwerfen und erniedrigten Gott wirklich, indem sie, um ihn zu erhöhen, diese Fürsehung als eine stets wiederhohlte Schöpfung vorstellten, wodurch er gleichsam seinen Gesetzen nachhelfen, seinen ersten Entwurf ausbessern müßte; als könnten Gottes Vorstellungen sich ändern, oder als habe er am Anfang nicht alles genau genug erwogen.

Bey so mancherley unrichtigen Vorstellungsarten und Einwürfen wider diese, uns so höchstwichtige, Lehre, ist es denn nicht überflüssig, wenn wir zuweilen die Gründe für sie in unser Gedächtnis zurückrufen, um uns aufs neue in der Ueberzeugung zu stärken: daß wir an dem Daseyn Gottes, als an seiner Fürsehung, nicht zweifeln dürfen, und unser Herz aufs neue mit der mächtigsten Beruhigung auf dem stürmischen Ocean dieses Lebenszu waffnen. Hierzu gibt uns nun der in der Ordnung auf heute fallende Evangelientext Veranlassung. Ehe wir sie ergreifen, demüthigen wir uns vor dem Herrn im Gebete. V. U.

Text.

Text.

Matth. VI. 24—34.

Niemand kan zween Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den andern lieben; oder wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen, und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet! Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht; sie erndten nicht; sie sammlen nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr denn sie? Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget: Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht; auch spinnen sie nicht. Ich sage euch: daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht be-

kleidet gewesen ist, als derselben eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleinglaubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, was ihr bedürfet. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen! Darum sorget nicht für den andern Morgen! Denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Dieser Text erschöpft zwar bey weitem nicht alle Gründe, für die Lehre von der besondern Fürsehung Gottes, deren Ausführung ohnedem mehr als eine Predigt erfodern würde, um nur das wesentlichste zu erörtern. Indessen kan und soll er uns doch itzo zu drey Betrachtungen leiten, die uns in der richtigen Einsicht und gegründeten Ueberzeugung von dieser Lehre befestigen helfen.

Die

Die erste: Die Erhaltung aller Arten von Geschöpfen setzt die besonderste Fürsehung voraus.

Die andere: Wir können von der Fürsorge Gottes für die Vollkommenheit in der unvernünftigen Schöpfung auf die in der vernünftigen schliessen.

Die dritte: Die Weisheit, Allwissenheit, Güte und Heiligkeit Gottes lassen uns an einer besondern Fürsehung nicht zweifeln.

Mit Ehrfurcht und heiligem Beben beginnen wir diese Betrachtung über Dich, Wesen der Wesen. Dein Wort sey in diesen wichtigen Untersuchungen, in denen so oft schon der menschliche Verstand gestrauchelt hat, unsers Fusses Leuchte und ein Licht auf unsern Wegen, damit wir durch sie in der vernünftigen und dir wohlgefälligen Verehrung deiner unbegreiflichen Majestät, und in der frohen Gewisheit bestärket werden, daß alle unsere Schicksale unter der Aufsicht und Regierung der höchsten Güte stehen! Amen.

Wenn wir von einer göttlichen Fürsehung reden, A. so wie uns gesunde Vernunft und Offenbarung sie kennen lehren, so werden wir damit nicht anzeigen wollen: daß Gott bey der Erhaltung jedes einzelnen Geschöpfes beständig un-

mittelbar geschäftig sey, immer Wunder thue, immer wieder schaffe. So niedrig kan der erleuchtete Christ von seinem Schöpfer nicht denken. Dieser hat einmal gewisse, ewige, der Natur der besondern Arten und Geschlechter der Geschöpfe, so wie der Vollkommenheit des grossen Ganzen, zu dem sie gehören, angemessene und zu ihrer Erhaltung hinreichende Gesetze festgestellet, die er nicht zu ändern brauchet. „Die Vögel unter dem „Himmel, spricht der Erlöser, säen nicht, sie „erndten nicht, und euer himmlischer Vater nähret „sie doch.“ Wer wird so thöricht seyn, dies so zu verstehen, daß Gott in jedem dieser Thiere durch eine unmittelbare Wirkung seiner Allmacht, den Trieb sich zu nähren immer aufs neue wieder erwecke oder ihm die für dasselbe schicklichste Nahrung anweise? Und wenn er seine Jünger daran erinnert: daß der Schöpfer die Blumen des Feldes herrlicher kleide als Salomo in seiner königlichen Pracht geschmückt war; wer wird sich dabey die Gottheit in beständiger Geschäftigkeit denken, jeder Pflanze, die für ihr Wachsthum, für die Schönheit ihrer Blüthe und Güte ihrer Frucht in ihrer Art erfoderlichen Säfte hinzuleiten, in gehörige Bewegung zu bringen, daß Farbe und Geruch lieblich werden, und sie vor den zufälligen Verwüstungen der Witterung oder der übrigen Geschöpfe zu bewahren?

Aber wenn wir nun sehen: daß die verschiedenen Geschlechter und Arten der mancherley Geschöpfe in der Welt nach eben so unterschiedenen Gesetzen erhalten werden, die sich auf die besondern Bestimmungen, auf die besondere Art ihrer Vermehrung, ihrer Nahrung, ihrer Glieder, ihrer Triebe, auf die besondern Erd- und Himmelsgegenden ihres Wohnplatzes oder Aufenthaltes beziehen und sie in gewisse, eigene Verhältnisse gegen die übrige Natur setzen; wenn wir bemerken: daß diese besondern Erhaltungsgesetze noch immer fortdauern und befolgt werden, so müssen wir auch annehmen: daß die Gottheit, als sie diese Gesetze gab, die Kräfte dieser Arten von Geschöpfen genau gegen die übrigen abgewogen; daß sie einer jeden ihre besondere Natur nach ihrer Bestimmung abgemessen und auf die unendlich vielfachen Verschiedenheiten ihrer Verhältnisse gegen die übrige Natur, selbst auf die zufälligen Veränderungen des Bodens oder der Luft, die ihnen schädlich seyn könnten, Rücksicht genommen habe, um sie, troß allen Gefahren von andern Geschöpfen, troß allen zufälligen Verwüstungen der Fluthen, des Feuers, der Witterung, der Seuchen, vor völligem Untergange zu bewahren und zugleich die Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen ungestört zu erhalten. So waren denn also alle diese besondern Verhältnisse und zufälligen Veränderungen in dem unendlichen Verstande gegenwärtig und die einzelnen Fälle, so gar

die möglichen, wurden von ihm in Betrachtung gezogen und nach ihnen —— ich rede menschlich von göttlichen Dingen —— wurden Maasregeln genommen; so daß für jede Veränderung zureichend gesorgt ist und nichts sich ergeben kan, was nicht Gott, so wie es sich ergibt, von Ewigkeit vorhergesehen und entweder beschlossen oder zugelassen hätte. So nähret er schon in diesem Verstande die Vögel; so kleidet er die Lilien.

Dieses heisset aber noch mehr. Die Kräfte, die er einmal in die Natur der Dinge geleget hat, können sich nicht selber in ihrer beständigen Wirksamkeit, ihre Gesetze sich nicht selber in ihrer Fortdauer erhalten. Hier denken wir uns den thätigen, obgleich uns unbegreiflichen, Einfluß desjenigen, von dessen allmächtigen Willen in jedem Augenblick ihr Daseyn und ihre Richtung abhänget, der sie erhält und zur Erreichung seiner Entzwecke regieret. Es scheinet zwar, als wenn er dieses nicht nöthig hätte; da doch menschliche Künstler Maschinen machen können, die eine Zeitlang ohne ihr Zuthun in regelmässigem Gange bleiben. Allein wir müssen nicht vergessen: daß der Künstler die Kräfte der Maschine nicht schuf und sie sowohl als die Gesetze der Bewegung, nach denen er sie zusammensetzte, schon in der Natur sind. Diese Kräfte und Gesetze hängen also nicht von ihm, aber von Gott hängen sie ab, und können keine andere Richtung nehmen, als der Herr der

Natur

Natur gut findet. Ohne solchen thätigen Einfluß der Gottheit würden wir manche gewöhnliche Erscheinungen in der Natur, die durchaus nicht aus mechanischen Gesetzen begreiflich sind, sondern von willkührlichen Ursachen herrühren und doch die gemessenste, bewundernswürdigste Ordnung halten, ganz unerklärlich finden. So schildert uns denn auch die Schrift den Herrn der Welt, wie er noch immer gleichsam die Kette der Wesen in seiner Hand hat und von der Natur nicht ausgeschlossen ist. „Es wartet — betet ihn David „im 104. Psalm an — es wartet alles auf dich, „daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit; wenn „du ihnen gibst, so sammeln sie; wenn du deine „Hand aufthust, so werden sie mit Gut gesättiget. Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie; du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub. Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen „und verneuerst die Gestalt der Erden.„ Feuer, „Hagel, Schnee, Dampf und Sturmwinde müssen nach dem 148. Psalm seine Befehle ausrichten.„ Von seinem ersten Throne sieht er — „nach dem 33. Psalm — auf alle, die auf Erden wohnen und lenket ihnen allen das Herz.“ Er „macht zu nicht der Heiden Rath und wendet die „Gedanken der Völker. Aber des Herrn Rath „bleibet ewiglich, seines Herzens Gedanken für und „für.“ So erhellet schon aus der Erhaltung aller Arten von Geschöpfen die besonderste Fürsehung.

Der Heiland läßt uns ferner aus der Fürsorge Gottes für die unvernünftigen Geschöpfe den sichersten und beruhigendsten Schluß auf seine Fürsorge für uns machen. „Seyd ihr denn nicht „viel mehr denn sie, fragte er, da er von der Ernährung der Vögel geredet hatte, — seyd ihr „denn nicht viel mehr denn sie?“ „So denn, „fährt er nach der Beschreibung der Pracht der „Blumen fort — „so denn Gott das Gras auf „dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und „morgen in den Ofen geworfen wird, sollte „er das nicht vielmehr euch thun, o ihr Klein„glaubigen!“ — Ja, kleinglaubig, unglaubig so gar müßten wir seyn, müßten uns vorsetzlich erniedrigen und unter die unvernünftige und leblose Schöpfung herabwürdigen, wenn wir die Bündigkeit dieser Art zu schliessen läugnen wollten.

Schon die Natur Gottes, seine Weisheit und Güte ist uns Bürge, daß er die einzelnen Theile seiner Welt so vollkommen gemacht habe, als es ohne Schaden des Ganzen seyn konnte. Unsere Sinnen überführen uns auch: daß die leblose und unvernünftige Schöpfung ein heller Spiegel seiner Herrlichkeit ist. Wenn er nun das für den minder edeln Theil des Weltalles that, warum sollte er für denjenigen weniger besorgt seyn, den er mit Vernunft und Empfindung, den er mit Anlagen und Fähigkeiten zu immer steigender Vollkommenheit erschaffen hat? Sollte er die Lilie

lie auf dem Felde mit Salomonischer Pracht kleiden, dem Vogel unter dem Himmel die Vollkommenheit mittheilen, der er fähig ist, und nur für den Menschen unbesorgt seyn, den er durch Einsicht und Freyheit zum Herrn machte über seiner Hände Werk, und dessen Verbindungen mit dem Ganzen die wichtigsten sind? nur diesem seine höhern Fähigkeiten ohne Absicht oder zu seiner desto grössern Marter gegeben haben?

„Nein, spricht hier der Bestreiter einer be„sondern Fürsehung: eben damit erzeigte er ihm „ja Gnade genug, daß er ihm Vorzüge dieser „Art ertheilte. Was braucht er noch weiter für „jeden einzelnen Menschen zu sorgen? Eben die „allgemeinen Gesetze zur Vollkommenheit des Gan„zen erstrecken sich auch über ihn, und so wie die „Pflanzen nach besondern, ewigen und unverän„derlichen Naturgesetzen erhalten werden, wird „es auch der Mensch.“ —— Seyd ihr denn —— möchte man solchen Weltweisen aus unserm Texte zurufen —— seyd ihr denn nicht viel mehr denn sie? Die leblosen und unvernünftigen Dinge erhalten ihre ganze Vollkommenheit schon mit ihrem Daseyn, und da ihr Zustand sich nach einen und eben denselben Gesetzen oder Trieben richtet, so bleiben sie sich auch in ihren Gattungen und der Art ihrer Vollkommenheit beständig gleich. Beym Zustande des Menschen hingegen kömmt alles auf willkührliche Absichten und Bewegungsgründe an,

und sein Glück oder Unglück kan sich nach seinen verschiedenen Lagen und Verhältnissen unendlich vermehren oder vermindern. Kan seine höchste Vollkommenheit darinnen bestehen, daß er gleich der Blume eine gewisse, bestimmte Bildung hat? gleich dem Vogel lebet, sich nähret und dahin- stirbt? Lassen sich wohl allgemeine Naturgesetze denken, nach denen er unter allen Umständen, die bald von seiner und seiner Mitmenschen Freyheit, Eigensinn oder Güte, Haß oder Liebe, Klugheit oder Thorheit, und bald von einer Art von Zufall abhängen, nach seinen höhern Anlagen und Fähigkeiten vor Unglück bewahret und zur höchsten Vollkommenheit gleichsam hingetrieben würde? Hier findet also nur eines oder das andere Statt. Entweder stehen alle einzelne Menschen, mit allen ihren Handlungen und Ereignissen unter einer besondern Aufsicht Gottes, so daß er alle Veränderungen ihres Lebens, alle ihre Einflüsse in die Vollkommenheit des Ganzen, so wie die Einflüsse der übrigen Natur in ihre Vollkommenheit, schon ehe der Welt Grund geleget ward, gesehen, genehmigt, beschlossen oder zugelassen, und wie David sich ausdrückt, alle ihre Tage auf ein Buch geschrieben hat; oder der Schöpfer überläßt ihre Glückseeligkeit dem Zufalle und ist um diejenigen Geschöpfe, die er der höchsten Vollkommenheit fähig gemacht hat, die aber eben um deswillen auch den größten Unvollkommenheiten ausgesetzt sind, am allerwenigsten bekümmert; der Vogel

unter

unter dem Himmel, die Blume des Feldes, die heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, ist mehr sein Liebling, als der nach seinem Bilde geschaffene Mensch.

Wer kan den leztern Gedanken aushalten? A. Nicht nur empöret sich unsere Eigenliebe dagegen, wenn wir noch edles Selbstgefühl haben, wenn die thierische Lust uns nicht tief in den Schlamm der Niederträchtigkeit hinabgedrücket und jede Empfindung unserer Menschenwürde ausgelöschet hat; sondern wir müßten, um jenen schrecklichen Fall zu setzen, auch die gröbsten Ungereimtheiten in unsere Vorstellungen von Gott aufnehmen. Wir müßten entweder annehmen: daß er eine besondere Fürsehung, wie sie zur Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes nöthig gewesen wäre, nicht ausüben könne, weil es ihm an Einsicht oder an Macht dazu fehle; oder daß er aus Bequemlichkeit, um seine Ruhe nicht zu stöhren, wie der Gott des Epikurs, oder aus Eigensinn, oder Neid, oder Stolz, oder Tyranney nicht ausüben möge. Welch ein Abgrund von Gotteslästerung! Uns schaudert, solch einen Fall nur noch einen Augenblick von dir zu setzen, gütigstes Wesen! Selbstständige, allwaltende Liebe! O Dank dir, daß wir dich, als unsern himmlischen Vater anbeten können; daß wir nicht vor unserm Daseyn zittern, sondern unter dem Schatten deiner Flügel trauen dürfen!

In diesen unser Herz erhebenden Gedanken bestärkt uns nun der Erlöser endlich in unserm Texte noch mehr, wenn er uns bey seiner Beschreibung der Fürsehung an den vollkommensten Verstand und den vollkommensten Willen Gottes erinnert.

„Euer himmlischer Vater weiß — spricht er fürs erste — daß ihr des alles bedürfet.„ Wir sollen also um deswillen nicht ängstlich sorgen, weil Gott alle Bedürfnisse seiner Geschöpfe kennet und ihnen am besten abzuhelfen weiß. Dies sagt zweyerley: Er ist allwissend und allweise. Ist er jenes, umfaßt er mit einem Blicke das Wirkliche und Mögliche, das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige; so sah er auch bey der Wahl dieser Welt alle einzelne Erfolge der ihr mitgetheilten Kräfte vorher; so kan sich nichts von ohngefehr zutragen, das er nicht damals wußte, und weil er noch allwissend ist, noch weiß. Er denkt sich die Welt nicht, wie Menschen, nur nach dem Behelf von gewissen Klassen und Gattungen im Allgemeinen; denn sonst müßte er das Einzelne vergessen können, welches stets offen vor ihm liegt; sondern er denket sich das Ganze, nach allen seinen Theilen, Verbindungen, Verhältnissen und Einflüssen sowohl in die Gegenwart als Zukunft, und mit der vollkommensten Deutlichkeit. Wäre ihm das Geringste davon unbekannt geblieben, oder könnte er den geringsten Umstand auch des Sandkornes, das wir mit Füssen treten,

ausser Acht lassen, so wäre er nicht allwissend. Ist er allweise, so bestimmte er das Maas der Kräfte, die er in die Geschöpfe legte, nicht ohne Absicht, und wählte unter allen möglichen Verbindungen derselben diejenige, bey der die höchste Ordnung und Vollkommenheit der Welt, die er schaffen wollte, zu erhalten war; aber nicht nur die höchste Vollkommenheit im Ganzen, sondern auch in den einzelnen Theilen, so weit sie mit der Vollkommenheit des Ganzen bestehen kan. So sehr demnach der Lauf der Welt für uns kurzsichtige Sterbliche ein Spiel des Glückes seyn mag, bey dem man froh seyn muß, von Ohngefähr eine herauskommende Nummer errathen zu haben, so wenig ist er es für ihn, der alle Ziehungen und alle herauskommen sollende Zahlen recht überdacht, und aus den verschiedenen Spielarten der Begebenheiten dieses grosse Ganze selber zusammengesetzt und in Ordnung gebracht hat, das wir Welt nennen, und sich des Rechts sie zu regieren noch nicht begeben hat. Hätte er den geringsten zur Wirklichkeit kommenden Zufall in der Welt übersehen, so daß er seine Maasregeln nicht nach ihm genommen hätte, so würde er ihn nicht in das grosse Ganze haben einfügen können, wo er gleichwohl, so bald er da ist, bis ans Ende der Welt fortwirket, andere Erfolge hindern, oder schwächen, oder verstärken, oder neue hervorbringen kan, die denn auch nicht mit in Anschlag gekommen wären; so hätte er den Lauf der Welt, wie

Menschen zuweilen aus Ohnmacht thun, nur auf ein Gerademohl hin bestimmet und überliesse es dem Zufalle; ob er die Ordnung nicht stöhren wolle, die er an ewige, allgemeine Gesetze gebunden hätte, d. h. er wäre nicht weise.

Ja, wir müßten, wenn wir keine besondere Fürsehung annehmen wollten, die sich auch auf die einzelnen Begegnisse und Handlungen der Menschen erstreckte, noch zwo wesentliche Eigenschaften unsers Gottes, seine Güte und Heiligkeit, läugnen. Wie rührend führet uns das unser Heiland zu Gemüthe, wenn er den Schöpfer der Welt unsern himmlischen Vater nennet. „Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles bedürfet!“ Könnet ihr, die der Ewige würdigt, sich ihren Vater zu nennen, die er ohne ihr Verdienst bisher mit aller Nothdurft und mit so manchem Vergnügen geseegnet, die er vor so manchen Gefahren, mit mehr als Vatertreue allmächtig beschirmet, die er geseegnet hat mit allerley geistlichen Seegen in himmlichen Gütern durch Christum und für unnennbares Heil an seinem Throne bestimmet hat, —— ich berufe mich auf den Ausspruch euers Herzens —— könnet ihr zweifeln: ob der Herr, der allen gütig ist und sich aller seiner Werke erbarmet, es vorzüglich gegen euch sey? „Trachtet, spricht ferner Jesus am Schlusse des Textes, trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen!“ Bestrebet euch der Tu-

gend, die das Christenthum lehret, so wird Gott dieses euer Bestreben nicht unbelohnet lassen, euch auch, was ihr zu eurem irrdischen Wohlseyn bedürfet, als eine Zugabe ertheilen. Gleich so lehret uns auch schon die Vernunft den höchsten Geist als ein Wesen kennen, das einen Unterschied macht zwischen dem Frommen und Gottlosen, zwischen dem, der ihm dienet, und dem, der ihm nicht dienet. So muß er denn also auch bey der Bestimmung der Begebenheiten dieser Welt auf unsere einzelnen Handlungen und ihre Folgen hergesehen haben; muß auch diese Folgen meiner Gesinnungen und Thaten bestimmet haben. So kan ihm keine meiner Handlungen, die allemal tausend andere in Bewegung setzt, und wenn sie mir gleich jetzt selber geringfügig scheinet, oft in der Zukunft, vielleicht nach Jahrhunderten erst, durch ihre Wirkungen wichtig wird, gleichgültig bleiben. So wird er, als das heiligste Wesen, keine meiner geringsten guten Thaten unbelohnt, keine meiner Bosheiten ungeahndet lassen; und wenn höhere Ursachen es erfodern, den Ungerechten zuweilen eine Zeitlang zu verschonen, oder das Verdienst unerkannt und ohne Vergeltung zu lassen, so ist dies nur eine scheinbare Unordnung für den, der die Regierung Gottes nach der Spanne seines Erdelebens beurtheilt, und der, wenn er aufmerksam ist, oft die Auflösung solcher Mislaute in den süssesten Wohllaut, oft sehr merkwürdige Anstalten der Vorsicht gewahr werden wird, die

Men-

Menschen durch den plötzlichen Sturz des sicher geglaubten Gottlosen und durch den unerwarteten Seegen des untertreten geglaubten Frommen daran zu erinnern: daß der Urheber der Welt dennoch ihr weiser und gerechter Regent ist.

Als diesen denn, Christen, als unsern allweisen, himmlischen, Vater lasset uns ihn anbeten! Dann erst werden wir fühlen, was wir an ihm haben; werden ihn nicht nur, als den, dessen Erkenntnis und Rathschlüsse alle unsere Begriffe übersteigen, mit Paulus, tief im Staube bewundernd verehren, sondern auch mit kindlicher Zutraulichkeit ihn lieben, als den Born alles Seegens; ihm gern gehorchen und mit unumschränkter Zuversicht bey ihm in jedem Anliegen, in jeder Gefahr, Hülfe und Errettung nicht vergebens suchen. Dazu ermuntert uns Christus im Texte, wenn er aus der Lehre von der Fürsorge Gottes für die Menschen die Folge zieht: „Darum sollt ihr nicht ängstlich sorgen, wie die Heiden!“ Gott ist nicht ferne, spricht sein Apostel, von einem jeden unter uns, denn durch ihn leben wir, bewegen wir uns, sind wir.“ Auf ihn können wir „alle unsere Sorge werfen, denn er — wir haben es jetzt wieder erwogen — er sorget für uns.“ Geschieht es gleich nicht immer, wie wir meinen, daß es geschehen müsse, weil er besser, als wir, weiß, was zu unserm Frieden, zu unserer wahren Glückseligkeit, dienet, und weil er immer auch zugleich

auf

auf das Beste des Ganzen siehet; o! so gehören doch auch wir zu diesem Ganzen; so muß doch auch das Uebel, nach seinem heiligen und gütigen Rathe, zu unserm Besten gereichen, wahre Wohlthat für uns werden. Uud wenn wir denn so glücklich werden, als die unendliche Weisheit uns machen kan, wollen wir mehr verlangen?

Zwar könnte der unwissende oder unheilige Zweifler von eben dieser jetzt erwogenen Fürsehung Gottes Anlaß nehmen, unser Gebet zu tadeln. „Hat Gott, könnte er sagen, schon von Ewigkeit her das Beste für uns erkieset, weiß er, nach dem Text, alles, was wir bedürfen, worzu denn erst ihm unsere Noth vortragen? Oder wird er, um unsers Gebetes willen, Ausnahmen von seinen ewigen Gesetzen der Ordnung machen? dem Laufe der Welt nach andern Regeln seine Richtung geben und gleichsam Glieder in die Kette der Natur einschieben?“ —— Allein kan wohl die Weisheit und Güte Gottes in der Erhaltung und Regierung seiner Welt mich ganz von ihm abhängenden Erdensohn von der Pflicht lossprechen, ihm als dem Urheber alles Guten, mit meinem Gebete in Demuth zu huldigen? Oder wenn ich vermessen genug wäre, ihm diese Anbetung zu entziehen, weil ich wähnte, er müsse mir doch beystehen, würde er nicht diesen Trotz auch vorhergesehen und mein Schicksal, meine Strafe darnach geordnet haben, so wie gegentheils der Fromme hoffen kan, daß die Erhörung seines Gebetes mit in dem grossen Plane der Weltregierung begriffen

griffen und, weil Gott sein ernstliches Flehen vorhersah, von ihm beschlossen sey? Wollte es freylich der Fromme um deswillen nicht wagen, Gott seines Herzens Wünsche vorzutragen, weil er überzeugt wäre: Gott wisse besser, als er, was er bedürfe und werde es ihm bey seinen redlichen Bemühungen in der Gottseeligkeit nicht fehlen lassen an irgend einem Gute; so wäre das nicht zu tadeln. Aber doch würde auch dieses sein lebendiges Vertrauen immer wenigstens in stumme Worte ausbrechen und so Gott das angenehmste Gebet werden, und immer würde er ihm doch Dank für seine unzählichen Wohlthaten schuldig seyn.

Kein Feind Gottes und unserer Seele raube uns denn die süsse Beruhigung, unser Herz vor dem allmächtigen und allweisen Vater und Beherrscher der Natur auszuschütten, und uns — wir können u. dürfen es ja, du ewige Liebe! — als einen besondern Gegenstand der Weisheit und Güte dessen zu betrachten, der uns bereitet hat! Mit diesem grossen Gedanken wollen wir uns gegen alle Sorgen wafnen, in allen Gefahren uns aufrichten, im Leiden uns trösten, und, durch ihn gestärkt, einst freudig die letzte Reise aus diesem in ein besseres Leben antretten, wo wir das, was uns hier in deiner Regierung noch dunkel war, immer heller einsehen werden.

Da werd ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah.
Da denkt mein Geist, mit Preis und Dank,
Die Schickung im Zusammenhang! Amen.

VIII.

Am

XXI. Sonntag nach Trinit.

Ueber den gewöhnlichen

Evangelientext.

Am XXI. Sonntag nach Trinit.

Man verräth gewis allemal Schwäche, Andächtige, wenn man sich geradezu gegen alle Wunder erkläret, und diese Beweise für die Wahrheit der christlichen Lehre und ihren göttlichen Ursprung dadurch zu entkräften suchet, daß man die Möglichkeit eines Wunderwerkes läugnet. Denn man muß entweder nicht recht wissen, was Wunder sind, oder zugestehen: daß wahre Wunder weder mit der Natur der Dinge noch der Natur Gottes streiten. Dieses ist so offenbar, daß manche Feinde der Wahrheit lieber die Möglichkeit der Wunder zugegeben und nur geläugnet haben: daß wir Menschen im Stande seyn, die Gränzlinie zwischen dem Natürlichen und Uebernatürlichen zu ziehen und zu entscheiden: wie weit die Kräfte der Menschen reichen? Allein wenn dies gleich nicht

in allen Fällen möglich ist, so gibt es doch einige, in denen wir mit Ueberzeugung einsehen können: daß gewisse Wirkungen alles menschliche Vermögen übersteigen. Wenn z. B. Jesus, nach unserm heute zu erwägenden Evangelientexte, den am Fieber todtkrank danieder liegenden Sohn des königlichen Hofmannes, ohne irgend ein natürliches Mittel, in einer Entfernung von etlichen Meilen, auf der Stelle gesund machte, so brauchte dieser Herr wohl nichts mehr, als gemeinen Menschenverstand um einzusehen, daß diese Heilung keine Wirkung einer menschlichen Kraft seyn könne; und er handelte der gesunden Vernunft gemäs, indem er, wie Johannes erzählet, um dieses so offenbaren Wunders willen, mit seinem ganzen Hause an Jesum glaubte.

So viel Achtung wir indessen den wahren Wundern schuldig sind, wodurch die Gottheit uns heilsame Wahrheiten bestätigt, auf die wir durch den blossen Gebrauch unserer Vernunft nie gekommen wären, so unanständig und schädlich ist auch an der andern Seite eine gewisse Neigung zum Wunderbaren, die sich an manchen Menschen und zwar an dem grössern Haufen bemerken läßt. Eine zügellose Einbildungskraft, Mangel an Einsicht in den Lauf der Dinge und ihre Kräfte, heftige Begierde nach schwer zu erreichenden Gütern, Mangel an Nachdenken und an Bekanntschaft mit der Schrift, verleitet nemlich manche Menschen

alles,

alles, was sie nicht begreifen können, unter die Wunder zu setzen, und Erde und Luft mit Geistern, zur Erreichung ihrer Wünsche, zu erfüllen; ja wohl gar den Vorzug einer Religion in der Menge Wunder zu suchen, die sie aufstellet. Auch an diese unglückliche Neigung erinnert uns heute der Text zu unserer Warnung und wird uns Gelegenheit und Anlaß geben, uns zu überzeugen: daß diese Neigung nicht blos etwas lächerliches sey, sondern auch für unsern Verstand und unser Herz gefährlich werden könne. Möge sie es doch für keinen unter uns jemals werden! Möge die Betrachtung, die wir jetzt darüber anstellen werden, diejenigen beschämen, die sich bisher von ihr dahinreissen liessen, ohne es selber zu bemerken, und uns alle ermuntern, uns vor dieser ergiebigen Quelle von Irrthümern und Sünden zu hüten! Gib es, du Geber der Weisheit, wenn wir dich darum anrufen in dem besten Muster eines allgemeinen Geberes. V. U.

Text.

Joh. IV. 47 — 54.

Es war ein königischer, deß Sohn war krank zu Capernaum. Dieser hörete: daß Jesus kam aus Judäa in Galiläam, und gieng hin zu ihm und bat ihn, daß er hinabkäme, und

Hülfe seinem Sohne: denn er war todtkrank. Und Jesus sprach zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königische sprach zu ihm: Herr, komme hinab, ehe denn mein Kind stirbet. Jesus spricht zu ihm: Gehe hin! Dein Sohn lebet. Der Mensch glaubete dem Worte, das Jesus zu ihm sagte, und gieng hin. Und indem er hinabgieng, begegneten ihm seine Knechte, verkündigten ihm und sprachen: Dein Kind lebet. Da forschete er von ihnen die Stunde, in welcher es besser mit ihm worden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da merkte der Vater: daß es um die Stunde wäre, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebet. Und er glaubete mit seinem ganzen Hause. Das ist nun das andere Zeichen, das Jesus that, da er aus Judäa in Galiläam kam.

„Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“ Diesen Verweis gab, wie wir eben gehört haben, der Heiland dem Herrn von Herodes Hofe. Aber höchst wahrscheinlich sprach er es zugleich zur Beschämung aller Umstehen.

stehenden. Das Tadelnswürdige in dem Betragen dieses Mannes bestund nicht darinnen: daß er nicht ohne Wunder glauben wollte; —— denn jeder Mensch ist berechtigt, eine solche Beglaubigung von dem zu fodern, der sich für einen göttlich bevollmächtigten Lehrer der Menschheit angibt; — sondern darinnen: daß er, wie Jesus sich ausdrücket, Zeichen und Wunder, Wunder über Wunder, zu sehen verlangte, um zu glauben. Schon hatte er Jesum als einen Wunderthäter kennen lernen, und dennoch wähnte er, dessen unmittelbare Gegenwart sey nöthig, um seinen Sohn gesund zu machen. Dennoch foderte er neue Wunder, ohne noch die ihm schon bekannt gewordenen gehörig gebraucht zu haben. Der Fehler dieses Höflinges, war der Fehler der Nation. Jesus spricht daher nicht: „Wenn du nicht Zeichen und Wunder siehest;“ sondern: „wenn ihr„ ihr Galiläer, die ihr schon zu Jerusalem und hier zu Cana Wunder von mir gesehen habet, ihr Juden, vor denen ich mich schon als einen Lehrer von Gott gesandt, als einen Propheten mächtig von Thaten und Worten, bewiesen habe, „wenn ihr nicht Wunder in Menge sehet, so glaubet ihr nicht.„ Eure Neugierde haschet nur immer nach geräuschvollen Thaten; ihr wollet nur immer etwas Auffallendes, Seltsames, Unerhörtes, Unbegreifliches, sehen, ohne auf das Göttliche darinnen zu achten, und daraus auf meine erhabene Sendung zu schliessen. So

gehet denn gerade der wesentliche Nutzen meiner Thaten für euch verlohren, und ich muß Wunder auf Wunder häuffen, um ihre Absicht an einigen unter euch zu erreichen.“ Sie geben uns also das Beyspiel zu dem, was vorhin von der Liebe zum Wunderbaren geredet worden ist; und Jesu Worte machen uns auf die Schädlichkeit derselben aufmerksam. Dies sey uns denn heute ein Wink, einmal wieder über

das Schädliche in der Neigung zum Wunderbaren

nachzudenken; wir wollen

1) untersuchen: in wie fern sie schädlich sey?

2) wie wir ihr am besten Einhalt thun können, um jener Schädlichkeit auszuweichen?

Das erste, was jedem sogleich beyfallen muß, wenn von dem Schädlichen in der Neigung zum Wunderbaren geredet wird, ist wohl der Aberglaube, der von jeher aus dieser trüben Quelle floß. Die Geschichte der Zeiten der Unwissenheit, der Zeiten, in denen das wohlthätige Licht der Religion von ihren vorgegebenen Lehrern unter einem Scheffel verborgen ward, und Herrschsucht und

Geiz

Geitz sich hinter der Larve des Eifers für die Ehre Gottes verbargen, der Zeiten, in denen man sich erfrechte, die geschriebenen Offenbarungen Gottes der gesunden Vernunft entgegen zu setzen, um alle menschliche Rechte und Freyheiten aus Heiligkeit mit Füssen tretten zu können, diese die Menschheit demüthigende Geschichte zeigt hinlänglich: wie leicht es sey, die Sterblichen zur Annahme der ausschweifendsten Meinungen, selbst in Religionssachen, zu bringen, so bald ihre Einbildungskraft verstimmet und die Neigung zum Wunderbaren in ihnen erwecket ist. Indeß die Sinne sich mit einem Gaukelspiele beschäftigen, und immer neue vermeintliche Wunder sich in der Seele an schon gehörte anreihen, die desto leichter Glauben finden, je früher man das Gedächtnis mit abentheuerlichen Geschichten, die Einbildungskraft mit ungewöhnlichen Bildern erfüllet hat, entschlummert die Vernunft, und der nach Gottes Bild geschaffene Herr der Erde knieet nieder vor Holz und Stein und seegnet sich wegen seiner Verblendung. Dieses kam oft den triegerischen Kunstgriffen falscher Lehrer um so leichter zu Statten, da eben diese Neigung zum Wunderbaren, den Aberglauben auch durch die Furcht begünstiget, womit sie sich so gern vergesellschaftet, weil sie auf undeutlicher Erkenntnis und der Vorstellung von gewissen, höhern, unbegreiflichen Kräften beruhet. Da durfte denn nur eine Hostie bluten, oder ein Marienbild weinen, oder ein

böser Geist angeblich vertrieben werden, so betete der Gelehrte wie der Ungelehrte das geseegnete Brod, oder das weinende Bild an, glaubte sich rings von neidischen Dämonen umgeben und hielt wohl zuletzt, selbst die Einwürfe seiner sich dagegen sträubenden Vernunft für Eingebungen des Teufels. Da entstanden Seegensprechereyen und alberne Gebräuche in so grosser Menge, daß man seine wahren Pflichten drüber vergaß. Da gieng der Kranke vor lebendigen Aerzten mit Verachtung vorüber und suchte von wunderthätigen Leichnamen und heiligen Verwesungen seine Genesung. Da ließ man sich künftige Sünden vom Statthalter Gottes verzeihen und begieng sie ohne Scheu vor Gott selber. Da verwandelte man Gebet und Andachtsübung in leeres Geplerre und nichtsbedeutende Ceremonien, Tugend und Gottesfurcht in Opfer und Allmosen.

Doch was brauchen wir die Beyspiele dieses schädlichen Einflusses der Neigung zum Wunderbaren aus ferner Vorzeit oder den Mängeln anderer Kirchen herzuhohlen? Sind wir bey aller über uns aufgegangenen Morgenröthe der Wahrheit nicht immer größtentheils schwach genug, uns durch eben diese Neigung zu den albernsten Ungereimtheiten bringen zu lassen? Gibt es nicht auch in unserer Kirche, in allen Ständen Pöbel, der zum traurigsten Aberglauben hinabzusinken im Stande ist? Oder haben wir nicht vielleicht nur

die Namen der verschiedenen Arten des Aberglaubens geändert? Wir glauben nicht an Zaubereyen. Aber auch nicht an geheimnisvolle Kräfte gewisser Worte, Zahlen, Stellungen, Gebehrden? Wir bereichern keinen Geisterbanner oder Wahrsager oder Zeichendeuter oder Tagwähler oder der auf Vogelgeschrey achtet; wenigstens thun es die Erleuchteten unter uns nicht. Aber wählen wir nicht zuweilen selber nach den entferntesten Gestirnen unsere Tage, beben bey einer etwas seltenen Lufterscheinung, forschen unser künftiges Schicksal aus zufälligen Naturbegebenheiten oder Träumen, werden bang beym Heulen mancher Thiere in der Mitternachtsstunde, oder schreiben Krankheiten, deren Ursprung wir uns nicht gleich erklären können, der geheimnisvollen Kraft böser Menschen zu, damit Betrüger sie uns durch Besprechungen und scheinbare Künste vertreiben? Wir suchen nicht gedankenlos unsere Genesung bey Leichnamen für heilig erklärter Menschen. Aber suchen wir sie nicht zum Theil in den nichtsbedeutendsten Handlungen, von denen wir uns eine geheimnisvolle Hülfe versprechen? Wir beten keinen Rosenkranz: Aber glauben wir nicht oft, Gott recht gedient zu haben, und seines Schutzes gewis seyn zu können, wenn wir entweder unverstandene Gebete hergesaget, oder unheilige Herzen und Hände zu Gott erhoben haben? Wir nennen die sichtbaren Zeichen der Gnade Gottes im Sakramente nicht Gott selber. Aber wähnen

wir nicht oft: blos der leibliche Gebrauch, ohne würdige Vorbereitung und Verfassung der Seele, gewähre uns schon die Gnade Gottes? Wir setzen die Tugend nicht in Opfer und Allmosen und nehmen keinen menschlichen Ablaß für unsere Sünden. Aber verlassen wir uns nicht oft im trägen Müssiggange auf unmittelbare Einwirkungen des heiligen Geistes? Oder erlauben uns Lieblingssünden, weil wirs auf der andern Seite durch Kirchengehen, oder Gebete, oder Beichte und Anhören der Absolution eines Predigers, wieder gut zu machen, und uns sicher zu stellen denken, da wir doch wissen könnten, daß das Kirchengehen nur durch den Gebrauch, den wir davon zum Heil unserer Seele machen, die Absolution eines Menschen nur unter der Bedingung einer wahren Bekehrung uns nützlich seyn könne? Ist da, — möchte man beynahe fragen, — ist da weniger Ungereimtes auf der einen, als auf der andern Seite? Und würde dieser vielfache Aberglaube Statt finden, wenn wir weniger geneigt wären, nach dem Seltsamen, Grossen, Unbegreiflichen, Erstaunlichen zu haschen? wenn wir weniger Triebe zum Wunderbaren hätten?

Auffallender ist nun aber eine andere noch schädlichere Folge dieser Liebe, nemlich der Unglaube. Nicht nur zu den Zeitgenossen Jesu konnte man mit Recht sagen: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“

Nicht

Nicht nur wilde Völker eckeln zuweilen eine Religion an, die nicht beständig Himmel und Erde in Bewegung setzet und aller Gesetze der Natur spottet, alles in wilder Ordnung durcheinander wirft. Nicht nur die unwissende Menge glaubt sich besser bey einer Religion zu befinden, die dem Stolze des Menschen durch wiederhohlte, unmittelbare Dazwischenkunft der Gottheit zu seiner Hülfe schmeichelt und das unangenehme Gefühl seiner Ohnmacht mildert. Auch solche, die sich weise dünkten, bezweifelten zuweilen das Evangelium von Jesu, weil er zu seinen unläugbaren und seiner Würde so anständigen Wundern, nicht noch andere, die seiner unwürdig und überflüssig gewesen wären, oder gar Unmöglichkeiten hinzugefüget hat. Bald soll jemand von den Todten auferstehen, damit sie glauben. Bald hätte Jesus vor dem versammelten Jerusalem in himmlischem Glanze auferstehen, bald vor dem ganzen hohen Rathe in seiner Majestät erscheinen sollen. Bald soll er gar immer wieder die Himmel verlassen, und jedem Zweifler sich darstellen, um vor dessen Augen seine Sendung gleichsam noch einmal zu beweisen. Wie wenig kennen sich doch solche Feinde der Wahrheit, wenn sie sich auf solche Einwendungen etwas einbilden, die statt Stärke des Geistes, statt ruhiges Nachdenken und tiefere Einsicht vielmehr eine kranke Einbildungskraft, und eine, von ihnen selber nur nicht beobachtete, ausschweifende Liebe zum Wunderbaren verrathen!

Nach dem, was ich bisher von dieser schädlichen Neigung gesagt habe, brauche ich nun wohl kaum mehr zu beweisen, daß sie auch für unser Herz gefährlich werden könne. Aberglauben und Unglauben, welche fürchterliche Feinde der Gottseeligkeit sind schon diese! Ist nicht mehrentheils das häßliche Gefolge des Aberglaubens Niederträchtigkeit, Schlummer des Gewissens, Unthätigkeit im Guten, Menschenhaß, Grausamkeit, und diese in desto höherem Grade, weil man sich um Gottes willen dazu berechtigt glaubt? Und erzeugt nicht der Unglaube, Verachtung der Glaubigen, Verachtung der erhabensten Sittenlehre? und entzeucht so der Tugend ihre stärksten Stützen und Bewegungsgründe, dem Laster seine festesten Dämme? Gleichwohl kan die Liebe zum Wunderbaren noch auf manche andere Art schädlich werden. Wer sich immer auf wundervolle Unterstützungen seiner Tugend, auf unmittelbare Wirkungen der Allmacht zu seiner Heiligung, verläßt, wird der nicht leicht träge in der Ausübung des Guten werden? Wer gewohnt ist überall sich vor den bösen Einflüssen der Dämonen und mit ihnen in vermuthlichem Bunde stehender böser Menschen zu fürchten, wird der nicht nach und nach das standhafte Vertrauen auf den liebevollen Vater der Natur verliehren, und sich oft durch Argwohn der ärgsten Art und Haß und Verfolgungsgeist an seinen Nebenmenschen versündigen? Wer sein Glück, seine Gesundheit, sein

zeitli-

zeitliches Vermögen immer so gern von gewissen, unerklärlichen Ursachen erwartet, wird der nicht oft die sicheren Mittel dazu zu gelangen, Arzneien, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, Verträglichkeit, Dienstfertigkeit und andere gesellige Tugenden aus der Acht lassen und dadurch an sich und den Seinigen gewissenlos und pflichtvergessen handeln? Wer immer mit seinen Gedanken in einer Art von Zauberwelt umherschweifet und seinen Geist an Erwartungen gewöhnt hat, die dem Laufe der Natur nicht gemäs sind, wird der nicht zuletzt ganz untauglich für die wirkliche Welt und oft mit seinem Schicksal unzufrieden werden? Wer von dem Beherrscher der Welt immer Wunder auf Wunder erwartet, wird der nicht leicht auch seine Busse verschieben und auf wunderbare Bekehrung oder auf Vergebung seiner Sünden hoffen, wie sehr er auch die Langmuth des Höchsten auf Muthwillen zieht? Wird er nicht leicht mit dieser Busse bis zum Krankenbette zögern, welches ihm vielleicht nach dem Laufe der Natur nicht einmal bevorstehet? Oder von den letzten Bewegungen seiner sterbenden Lippen, dem letzten Genusse des Abendmahles, allein seine Seeligkeit hoffen?

Doch dies sey genug von dem Schädlichen in der Neigung zum Wunderbaren! Denn diese Betrachtung würde uns wenig nützen, wenn wir nicht auch über die beste und wirksamste Art, dieser

ser Neigung Einhalt zu thun, nachdenken wollten. Das mehreste hievon wird auf drey Stücke ankommen, an die ich diese christliche Versammlung im andern Theil meiner Rede zu erinnern versprochen habe.

Das erste, was wir in dieser Absicht thun können und als Christen thun müssen, ist: daß wir unsere Einbildungskraft im Zaum halten und uns im ernsten Nachdenken üben. Je mehr wir die Ausschweifungen der Phantasey durch angenehme aber seltsame Erdichtungen nähren und sie in ihren wilden Sprüngen unterhalten, desto mehr wächst das Gefallen an Dingen und Begebenheiten, die ausser unserer Welt liegen und vorgehen und desto leichter werden wir durch wundersam scheinende Vorfälle überrascht und zur Leichtglaubigkeit hingerissen; oder desto weniger thut uns der gerade, feste Gang ein Genüge, den die Weisheit Gottes in der Natur geht. Möchten doch dieses besonders alle diejenigen erwägen, denen die Aufsicht und Erziehung der Jugend obliegt, damit sie nicht, oft in ganz unschuldiger Absicht, durch allerley, vielleicht lehrreiche, aber zu wundervolle Erzählungen aus der wahren und erdichteten Geisterwelt, dem Verstande ihrer Zöglinge früh eine falsche Wendung und ihrer Einbildungskraft einen zu kühnen Schwung gäben! Wie viel Mühe kostet es oft dem Manne solche in seiner Kindheit bekommene Eindrücke wieder auszulöschen! und wie weniger gelingt es!

Ein anderes gleich wirksames Mittel die Liebe zum Ausserordentlichen und Wunderbaren zu vermindern, ist die Sorge, Herren über unsere Leidenschaften zu werden. Denn Leidenschaften sind oft die Wurzeln jenes ausschweifenden Hanges und unterhalten und vermehren ihn oft. Wie viele reden nur um deswillen gern von unglaublichen und unbegreiflichen Dingen, damit sie recht viel Aufsehen machen, andere in Erstaunen setzen; und sich dadurch für vielwissender ausgeben, also ihrer eigenen Eitelkeit ein Opfer bringen können! Wie oft hängen manche sonst bedachtsame und kluge Menschen allerley schwermerischen Vorstellungen dieser Art nach, weil sie gern durch gewisse, geheime Künste sich an ihrem Feinde rächen, oder ihre äusserliche Glücksumstände verbessern, oder die Zuneigung eines andern gewinnen, oder das Künftige vorherwissen und in der Zukunft die Erfüllung gewisser Wünsche ihres Herzens wahrnehmen möchten, also aus Rachsucht, Habsucht und zuweit getriebener unordentlichen Begierde nach irrdischen Gütern! Und ist es nicht Stolz, unerträglicher Stolz, der manche spornet, wenn sie sich stets für den Mittelpunkt der allmächtigen Wirkungen Gottes halten, immer auf übernatürliche Einflüsse höherer, und des höchsten Wesens, lauschen, als müßten um ihrentwillen, nach den Einfällen ihres Eigensinnes, stets Ausnahmen von den Gesetzen der Natur gemacht, stets neue, ausserordentliche Anstalten vom Schöpfer getroffen

werden? Dies war wohl auch die eigentlichste Ursache, warum die Juden zu Christi Zeit und noch nach ihm, wie Paulus im 22. Vers des 1. Kap. seiner 1n. a. d. Corinther versichert: „immer Zeichen foderten,“ und warum Jesus, der so oft seine Sendung durch wohlthätige Wunder bewies, es den Pharisärn abschlug, als sie ein Zeichen vom Himmel sehen wollten.

Eine dritte Vorsicht endlich und vielleicht die nothwendigste ist das Bestreben, uns, so viel es unser Stand und Beruf zuläßt, von allen Dingen deutliche Vorstellungen zu verschaffen. Das Unbegreifliche ist uns ja aus keiner andern Ursache unbegreiflich, als weil wir es nicht auf deutliche Begriffe bringen können; und was wir uns, seinem Ursprunge und seiner Beschaffenheit nach, deutlich und bestimmt zu denken vermögen, pflegen wir nicht als wunderbar anzustaunen. In eben dem Verhältnisse also, indem wir unsere Erkenntnis berichtigen oder vermehren, vermindern wir auch die Zahl der uns übernatürlich scheinenden Dinge. Das Kind bewundert daher manches, was der Erwachsene ganz gewöhnlich findet; der gemeine Mann manches, was dem Manne von Kenntnis und Erfahrung kaum auffällt; und Gott bewundert gar nichts, weil er alles aufs deutlichste erkennet. Nun können zwar nicht alle sich gleich viel um deutliche Vorstellungen bekümmern, und selbst dem Gelehrtesten werden noch manche Dünkel bleiben. Aber alle könnten doch

mehr,

mehr, als gemeiniglich zn geschehen pfleget, auf den Lauf der Natur achten und die Schrift forschen, und würden damit sicher ihre Neigung schwächen, überall Wunder und Geister zu sehen, wo ihre Wissenschaft nicht hinreichet, sich gewisse Ereignisse zu erklären. Den Ungelehrten setzte z. B. oft ein Komet in Schrecken, als ein vermeinter Prophet grosser Landplagen oder gar des jüngsten Tages; aber der Sternkundige, der seine Bahn kannte und seine Ankunft berechnet hatte, freute sich über diese, weil sie bewies: daß er recht gerechnet hatte. Wie bebte nicht ehehin der unwissende Wanderer vor hämischen Irrgeistern der Nacht, vor denen wir nun, ohne ihrer zu achten, vorübergehen, weil wir sie für entzündete Dünste sumpfichter Gegenden erkennen! Sonnenfinsternisse, die in den ältern Zeiten mit ihrer bösen Vorbedeutung die wichtigsten Unternehmungen unterbrachen und Heere in ihrem Zug aufhielten, sind itzt beynahe nur noch den Meßkünstlern wichtig, ihre Rechnungen daraus zu berichtigen, und den Knaben, den Lauf des Erdkörpers zu lernen. Gleich so hat auch der Ungelehrte in seinem Berufe zuweilen Gelegenheit, besonders die Kräfte der Menschen kennen zu lernen, und wenn er auf sie achtet, wird er seltner vom gewinnsüchtigen Betrüger oder Wahrsager getäuschet werden, und nicht gleich bey jedem sonderbaren Vorfalle an die Mitwirkung überirrdischer Wesen denken. Sollte ihm aber auch diese Gelegenheit fehlen, so hat

er ja doch immer die geschriebenen Offenbarungen seines Gottes, die ihn, einstimmig mit seiner Vernunft, die Weisheit und Güte Gottes lehren. Aus diesen wird er immer mehr einsehen lernen: daß es der Gottheit äusserst unanständig wäre, um jeder Kleinigkeit willen, von den einmal festgesetzten Ordnungen und Regeln in der Natur abzugehen, als hätte sie den Entwurf der Weltregierung zuerst nicht reif genug erwogen und müßte gleichsam immer nachhelfen; daß die Ausnahmen von den festgestellten ewigen Gesetzen der Welt bey ihrem allweisen Beherrscher nur selten und aus den erheblichsten Ursachen Statt finden können. Diesen heiligen Schriften zufolge wird er dem Gott, der sich selber unsern Vater nennet und uns zu ewigem Glücke bestimmet hat, nicht zutrauen: daß er uns, seine geliebten, durch Jesu Blut geretteten, Kinder, dem mit ewigen Ketten der Finsternis zur Hölle verstossenen Geiste und seinem verworfenen Anhange überlassen werde, damit derselbe mit unsern Qualen sein Spiel treibe; er wird vielmehr, voll höhern Selbstgefühles und kindlichen Vertrauens auf den Allmächtigen, mit David und dessen frommem Nachahmer singen:

Ist Gott mein Schutz, will Gott mein Retter werden,
So frag ich nichts nach Himmel und nach Erden
Und biete selbst der Hölle Trutz.

Durch

Durch solch ein Betragen wird sich also der Christ vor den schädlichen Einflüssen der Liebe zum Wunderbaren verwahren. Aber wird er dann nicht etwa zu frey denken und Gott weniger oder kälter verehren? —— So meinen freylich oft diejenigen, welche so gern ihren Aberglauben für Religion ausgeben möchten; und wer nicht überall mit ihnen geheimnisvolle Kräfte und Wunder und Zeichen sieht, wird dann oft von ihnen ein Freydenker oder gar Gottesläugner gescholten. Allein dieses darf uns nicht irre machen, Jesu zu folgen, der uns anweiset, unsern himmlischen Vater im Geist und in der Wahrheit anzubeten, d. h. ihn durch einen ihm geziemenden Dienst, nicht des Gedächtnisses oder der abergläubischen Furcht, sondern des kindlichen Geistes und Herzens, durch einen Dienst, der sich auf richtige Begriffe von Gott, seinen erhabenen Vollkommenheiten und seiner Fürsehung und auf die daraus entspringenden Gefühle gründet, zu verehren. Ein vernünftiges Wesen verehret doch wohl Gott mehr und anständiger, wenn es ihn mit Einsicht und Ueberlegung verehret und durch das Vertrauen auf ihn Tod, Teufel, Welt und Hölle trotzet, als wenn es ihm unnöthige Wunder andichtet, oder tausenderley Geister an die Seite setzt, und mittelbarerweise seine höchste Weisheit und Unveränderlichkeit streitig macht?

Solch eines Undankes wollen wir uns nie gegen dich schuldig machen, Wesen der Wesen! Dank

dir, daß unser Leben in eine Zeit gefallen ist, worinnen wir öffentlich vor solchen Verblendungen gewarnet werden, durch welche unsre unglücklichen Vorfahren oft in Irrthum gestürzt und in der entehrendsten Sklaverey, der Sklaverey des Geistes, erhalten wurden! Nicht umsonst soll uns dies Glück zu Theil geworden seyn! Wir wollen Vernunft und Freyheit gebrauchen, dich und deinen Willen immer besser kennen zu lernen und dir so zu dienen, wie es nach deinem Bilde geschaffenen und durch deine geschriebenen Anweisungen belehrten Wesen ansteht. Wir wollen nicht vergessen: „daß wir nicht einen knechtischen Geist empfangen „haben, daß wir uns abermal fürchten müßten, „sondern einen kindlichen Geist, durch welchen wir „rufen: Lieber Vater!„ Hilf uns hierzu um Jesu Christi willen! Amen.

IX.

Rede
vor der Beichte.

Ueber

I. Joh. 3, 21. 22. 23.

*) Vorbereitungsrede.

„Schaff' in uns, Gott, ein reines Herz und „gib uns einen neuen, gewissen Geist! Verwirf „uns nicht von deinem Angesichte und nimm dei„nen heiligen Geist nicht von uns!“ Amen.

Eine der größten Annehmlichkeiten des Lebens, der süssesten Belohnungen der Tugend und der festesten Stützen wahrer Zufriedenheit, A. ist wohl ein gutes Gewissen. Wer dessen Süssigkeit einmal gekostet hat, wird es gewis jeder Mühe werth achten, dasselbe zu bewah-

 ren.

*) Für auswärtige Leser wird es vielleicht, zur Erläuterung der Veranlassung dieser und der folgenden Rede, nicht überflüssig seyn anzumerken: daß am Hochfürstlich-Brandenburg-Onolzbachischen Hofe, am Abend vor dem zur Communion der Höchsten Herrschaften bestimmten Tage, kurz vor der Beichthandlung, von dem Hofdiakonus eine kurze Ermahnung über einen seiner Wahl freygestellten Text, in Gegenwart Ihrer Durchlaucht Durchlaucht, vorgetragen, am folgenden Tage aber nach der Communion Abends eine kurze Dankrede gehalten wird.

ren. Aus solchem Gefühle scheint Johannes im 8. Kap. seines I. Sendschreibens die Vorzüge desselben zu schildern, wann er spricht: „So uns „unser Herz nicht verdammet, so haben wir eine „Freudigkeit zu Gott, und was wir bitten, werden wir von ihm nehmen; denn wir halten seine Gebote und thun, was vor ihm gefällig ist; „und das ist sein Gebot: daß wir glauben an den „Namen seines Sohnes Jesu Christi, und lieben „uns unter einander, wie er uns ein Gebot gegeben „hat.“ Wie viel und wie treffend, wie wahr und stark gesagt in so wenig Worten!

„So uns unser Herz nicht verdammet„— Dies sagen zu können: Mein Herz macht mir keine Vorwürfe! darzu gehöret freylich mehr, als durch ein täuschendes Aeussere die Menschen zu blenden, daß sie uns für weiser und besser halten, als wir wirklich sind. Sie sehen nur den Bach, aber nicht die Quelle; müssen sich begnügen, die Handlung nach ihrer Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Rechts und der Sittenlehre zu beurtheilen, ohne die Bewegungsgründe und Triebfedern derselben, die eigentlich ihre Sittlichkeit, das Tugendhafte oder Lasterhafte in ihnen, bestimmen, im Herzen aufsuchen zu können. Aber vor uns selber kan es nicht so leicht verborgen bleiben: ob wir Lob oder Tadel verdienen. Selbst dem Leichtsinnigen und dem durch Gewohnheit verhärteten Sünder, sagts doch zuweilen, wider seinen

Willen,

Willen, eine innere Stimme in seinem Busen: du bist ein Bösewicht! Deutlicher noch und empfindlicher beschämt sie den erleuchteten Christen von zärterer Empfindung und macht ihm schmerzhafte Vorwürfe, wann er sich ausser das, sichere Gleiß der Tugend verirret hat. Wie klein, wie verächtlich, mochte sich oft mancher selber vorkommen, den der grössere Haufe vergötterte! Selbst dessen Lobsprüche verwandelte immer sein Gewissen in bittre Verweise. Wie oft können wir es uns selber nicht läugnen: daß unsre gepriesensten Handlungen ihr Verdienst mehr dem Zufalle, oder unserm Temperamente, oder Leidenschaften, als der Liebe zu Gott zu danken haben; daß sie, mit dem sichern Blicke der Unbetrieglichkeit betrachtet, auf Wirkungen der Eitelkeit, des Eigennutzes, der Bequemlichkeit, zusammen schwinden würden! Wie oft müssen wir es vor uns selber gestehen: daß wir noch lang nicht so fertig, so thätig, so im rechten Umfange tugendhaft sind, als wir es, unsern Kräften, unsern Einsichten, unsern Gelegenheiten zum Guten nach, seyn könnten und mithin auch sollten! Und wie häufig, wie mannichfaltig und wie groß sind nicht die Versuchungen zur Abweichung vom Gesetze Gottes, die wir überwunden haben müssen, wenn unser Herz uns nicht verdammen soll!

Ach! wann es uns aber gerechte Vorwürfe dieser Art macht, wie unglücklich sind wir dann!

Dann ist keine Freudigkeit zu Gott möglich. Sie wäre Unsinn. Denn wie kan der sich strafwürdig Fühlende zum Allgerechten Freudigkeit haben? Dann welkt die Blüthe des Lebens, der seelige Umgang mit Gott. Dann flieht das erhebende Bewußtseyn seiner väterlichen Aufsicht, seines Schutzes, seiner Lenkung unsrer Schicksale zu unserm Besten, womit sich der Christ seine Leiden erträglich macht und sie als Wohlthaten betrachtet. Dann vergället uns Furcht vor ihm und Furcht vor den Menschen die Freuden der Erde. Dann verfolgt uns die Erinnerung einer begangenen Thorheit jahrelang und tritt oft, durch einen Zufall aufgeweckt, wieder in ihrer ganzen, unerträglichen, demüthigenden Häßlichkeit, unvermuthet vor unser Antlitz. Wie hat nicht das böse Gewissen oft Verbrecher umhergetrieben, daß sie zuletzt, um die Qual im Busen zu enden, ihre Unthat selber angegeben und ihre Strafe gewünscht haben! Wie hat es nicht oft das Sterbebette des Sünders mit Dornen bestreuet!

Wie so anders lautet dagegen die Beschreibung, die uns der Apostel von den Wirkungen des guten Gewissens macht! „So uns unser Herz „nicht verdammet, so haben wir Freudigkeit zu „Gott;“ so sind wir gewis versichert: daß wir seine Strafen nicht fürchten dürfen, sondern können uns vielmehr alles Gute zu dem Vater der Natur versehen. „Was wir bitten, werden wir „von ihm nehmen.“ Mit kindlichem Herzen können

nen wir in jedem Anliegen unsre Zuflucht zu dem allmächtigen und allgütigen Beherrscher der Welt nehmen und hoffen: daß uns der, „der seines „eingebohrnen Sohnes nicht verschonet, sondern „ihn für uns dahin gegeben hat, mit ihm auch „alles schenken werde,“ was seine Weisheit gut findet. Mit offenem freyen Auge sehen wir jedem menschlichen Richter ins Antlitz und trotzen der schmähsüchtigen Verläumdung, indem wir uns auf einen richtigern Beurtheiler berufen: „Siehe „da! Mein Zeuge ist im Himmel, und der mich „kennet, ist in der Höhe!“ Süsser schmecken uns die von ihm uns gegönneten Erhohlungen unsrer Pilgerschaft, und ihre schuldlosen, unbereueten, Freuden werden uns Arzneyen. Minder drücken uns die Trübsalen, die wir nicht als verschuldete Strafen, sondern als Züchtigungen unsers weisesten Vaters betrachten, der wohl weiß: wie viel wir tragen können, und selbst die Leiden seiner Verehrer in Wohlthaten für sie umwandelt. Denn wir sind ja seine Verehrer; „wir halten seine Ge„bote und thun, was vor ihm gefällig ist. Und „das ist sein Gebot: daß wir glauben an den Na„men seines Sohnes Jesu Christi, und lieben uns „unter einander, wie er uns ein Gebot gegeben „hat.“ Bey einer auf solches Bewußtseyn unsers wahren Christenthumes und solche Ueberzeugungen von Gottes Wahrhaftigkeit, Treue und Güte gegründeten Freudigkeit zu ihm, schmecken wir hier schon die „Kräfte der künftigen Welt.“

Eine

Eine solche Glückseeligkeit verdient denn also wohl: daß der Weise sein vornehmstes Augenmerk darauf richte, sie zu bewahren, und, wo er sie im geringsten verscherzt zu haben glaubet, sich ihrer gleich wieder zu bemächtigen und in ihrem Besitze zu befestigen. Selbst dem besten Christen — er bleibt ja doch immer Mensch — ist daher ernstlich zu rathen, öfters einen Blick des Nachdenkens auf sein voriges Leben zu werfen, um sich zu überzeugen: ob er sich keine Vergehungen vorzuwerfen habe, die er hätte vermeiden können? ob er sich durch kine unanständiger Gesinnung oder That entehrt, durch keine Unterlassung ihm möglich gewesener guten Erweisungen Laulichkeit in seinem Christenthum gezeigt habe? ob er, und wie weit, vorwärts oder rückwärts auf der Bahn der Gottseeligkeit gekommen sey? Eine genaue Rechnung dieser Art mit sich selber wird ihm über manche Mängel seiner Tugend die Augen öfnen und am besten lehren: was und wie er an seiner Besserung und also am Heil seiner Seele zu arbeiten habe. Dann wird er hinsinken in den Staub vor dem Forscher seines Herzens; wird, mit Thränen, über die sich der Himmel freuet, mit Thränen unverstellter, wehmüthiger, Reue, jeden kleinsten Fehler der Uebereilung abbitten und neuen Eifer in der Gottseeligkeit geloben. Dann wird er seine Beruhigung darinnen finden, „zu „glauben an den Namen Jesu Christi.“

Und

Und fehlt es seiner Freudigkeit zu Gott noch an Schwung, so wird er seinen Glauben und seine Liebe in dem Gedächtnismale des Todes unsers Erretters zu stärken suchen, welches recht eigentlich zu diesem hohen Zwecke bestimmt ist. Hier wird er am Altare der Versöhnung die feyerlichste Versicherung der Begnadigung empfangen, die Gott Sterblichen geben kan. Hier wird er am Altare der Versöhnung das feyerlichste Gelübde des Gehorsams thun, das Sterbliche Gott thun können. Hier wird er sich durch den feyerlichsten Eidschwur verpflichten, „Gott zu leben durch Je„sum Christum unsern Herrn,“ und seine Entschlossenheit zu allem Guten befestigen. Hier wird er, vom Gefüühle der göttlichen Erbarmung durchdrungen, von den reichen Gütern des Hauses Gottes trunken, schmecken und sehen: wie freundlich der Herr ist. Dann wird er, mit neuen Waffen gegen die Versuchung gerüstet, mit neuer Heiterkeit des Geistes, in die Welt zurückkehren und auch sie die geseegneten Wirkungen seiner heiligen Handlung fühlen lassen. Und mit Blicken natürlicher Huld schauet der Ewige, mit theilnehmender Empfindung der Himmel, auf den Hochbegnadigten nieder.

Blicke denn also, du König der Könige, auch auf unsre sich vor dir demüthigende gnädigste Landesherrschaft herab! Laß dir die christliche Gefühle wahrer Selbsterkenntnis gefallen, mit

denen

denen sie sich heute vor dir erniedrigen und morgen an deiner Tafel erscheinen werden; daß diese heilige Handlung eben so heilsam für ihre Seelen werde, als sie für ihre gerührten Diener und Unterthanen erbaulich ist; daß sie alle die Schätze des Heils aus ihr erndten, die uns dein Sohn bestimmte, als er dieses Mahl der Liebe anordnete! Dein Geist vollführe das in ihren Herzen angefangene Werk und gebe ihrem Geiste das fühlbarste Zeugnis: daß sie deine Lieblinge sind! Wir flehen dich hierum, wie überhaupt um ihr höchstes Wohl und alles, was uns nützlich ist, in dem Gebete Jesu an: V. U.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sey mit uns allen! Amen.

X.

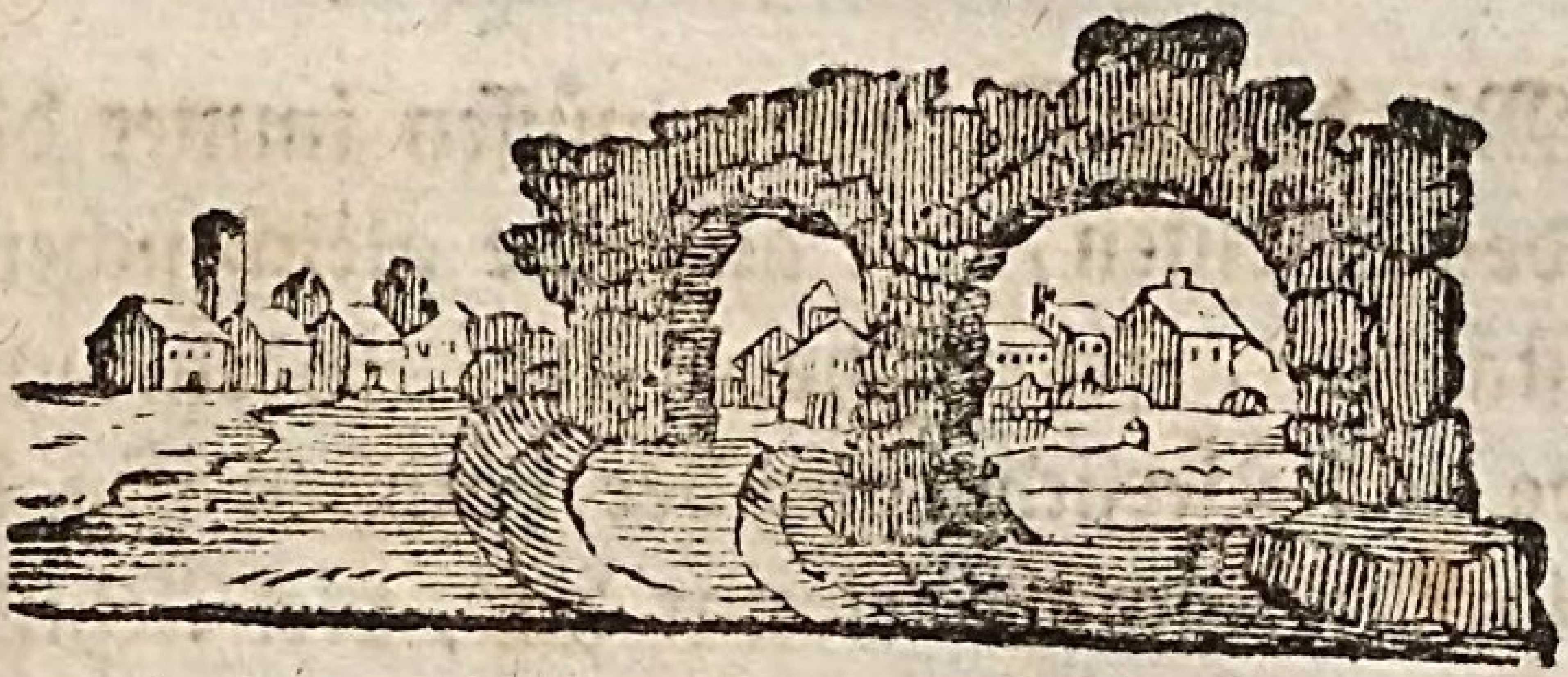
Rede

Am

Abend des Kommuniontages.

Ueber

Ps. 103, 1—4.



„Lobe den Herrn meine Seele und was in „mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den „Herrn, meine Seele, und vergiß nicht: was „er dir gutes gethan hat! Der dir alle deine „Sünde vergibt und heilet alle deine Gebre„chen; der dein Leben vom Verderben erret„tet und dich krönet mit Gnade und Barm„herzigkeit!“ So ergoß sich einst die Dankbarkeit des königlichen Propheten, als er durch Gottes Gnade von einer tödlichen Krankheit aufstund, die er als eine Strafe seiner Sünden betrachtete. Tief gerührt von dieser unverdienten Erbarmung, durch die er gleichsam aufs neue ins Leben gerufen ward, ermuntert er sich selber zum Preise Jehovens und entschließt sich, die ihm widerfahrne Errettung aus der Gefahr nie wieder zu vergessen, nie wieder den Gott, der die Liebe selber, der barmherzig und gnädig, geduldig und von grosser Güte und Treue ist, durch Uebertretungen zur Rache über sich zu reitzen und seine Gerechtigkeit zur Strafe aufzufodern; und ruft endlich Erd und Himmel, die ganze geschaffene Natur, zum Lobe des Herrn der Herren auf.

Mit diesen Gefühlen müssen immer die Gefühle des Christen, der auf eine gleich sichere und noch stärkere, feyerlichere Art, Vergebung der Sünde und Versicherung der höchsten Gnade von Gott im Abendmale erlangt hat, viel Aehnlichkeit haben, und ähnlich werden denn auch seine Entschliessungen seyn.

Mit welchem Rechte kan er, David nachahmend, zu sich selber sprechen: „Lobe den Herrn, „meine Seele, und was in mir ist, seinen heili„gen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele und „vergiß nicht, was er dir gutes gethan hat!“ Die Errettung aus einer leiblichen Krankheit ist immer eine grosse, unsern demüthigen und herzlichen Dank erheischende Wohlthat und wird es um so mehr, wenn wir die Krankheit als Strafe unsrer Vergehungen, und unsre Genesung als einen Beweis der Vergebung derselben, anzusehen haben. Aber o! was ist dieser Beweis göttlicher Gnade gegen den, den der Christ im Abendmale seines Herrn empfängt? Hier ist auch Errettung; aber von Mängeln und Gefahren seines edlern Theils, seines unsterblichen Geistes. Hier ist auch Herstellung der Kräfte; aber der höheren, wichtigern Kräfte des Gemüthes, der Kräfte zu einem seiner Bestimmung gemässen Leben und zu Heldenmuth im Dulden. Hier ist mehr als Beweis der göttlichen Verzeihung: tiefste Herablassung des Schöpfers zum Staube; sinnliches Pfand

seiner väterlichen Liebe. Hier ist nicht nur Vergebung einer, sondern Gewisheit der Verzeihung aller Sünder und der innigsten Vereinigung mit der Gottheit. Heilig ist ihm denn die Stunde, in der er gewürdigt ward, an der Tafel des Herrn aller Herren zu speisen; heilig die Stunde, in der sich sein göttlicher Mittler aufs genaueste mit ihm vereinigte; und heilig und unvergeßlich wird sie ihm immer seyn.

Um so ernstlicher aber wird er sich denn auch entschliessen, sich vor jeder neuen Verunreinigung des Geistes zu hüten. Er zählet mit David dies unter die vornehmsten Wohlthaten des Höchsten: „daß er ihm alle seine Sünden vergab und alle Gebrechen seiner Seele heilte.“ Gleich einem aus einem Schiffbruch geborgenen, denkt er mit schauerlichem Vergnügen an den besorglichen Zustand zurück, worinn er sich noch vor kurzem befand. Da konnt' er nicht mit rechter kindlichen Zutraulichkeit beten. Da lief er Gefahr von Schwachheiten in böse Gewohnheiten, von diesen in wirkliche Laster zu sinken, und zuletzt die Gnade dessen zu verscherzen, der die Schicksale der Sterblichen in seiner Hand hat. Da mußt' er sich fürchten vor dem, dessen Liebe ihm Alles ist. Nun ist ihm die Sünde vergeben und die Uebertretung bedecket. Nun müßt' er an Gottes Wahrhaftigkeit zweifeln, wenn er zweifeln sollte: ob Gott sein Vater sey? Nun ist sein Herz der

drückendsten Sorg' entladen und hat sich dem Geiste der Gnaden zur Wohnung geöfnet. Wie sollt' er es wieder durch ihn verdrängende Lüste entweihen? Wie sollt' er nicht das in ihm „geschaffene reine Herz und den ihm ertheilten neuen, festen Geist des Gehorsams" in sich zu erhalten suchen? Wie sollt' er nicht, um die frohen Empfindungen eines guten Gewissens, die itzt sein Herz schwellen und seine Seele erheitern, noch ferner zu geniessen, Glauben und gut Gewissen alles Ernstes zu bewahren suchen? Noch einmal wird er daher überdenken: was ihn ehehin verleileitet hat, lauer, unemsiger, in seinem Christenthume zu werden, und alle diese Anlässe zur Sünde, als gefährliche Klippen für seine Gemüthsruhe, zu meiden; noch einmal: welche Gelegenheiten zu Thaten der Menschlichkeit und des Edelmuthes er aus der Acht gelassen hat, um sie künftig gewissenhafter zu nützen.

Durchdrungen von der Gnade des Erbarmers, der „sein Leben vom Verderben errettet „und ihn mit Gnade und Barmherzigkeit gekrönt „hat," von der Liebe Gottes und seines Heilandes, die er im Gedächtnismale des Opfertodes Jesu dankbar gefeyert hat, wird er den Entschluß wiederhohlen, diese Liebe thatig zu erwiedern und „die Rechte seines höchsten Wohlthäters mit allem „Ernste zu halten." Begierig wird er schon die Fälle überschauen, die ihm in seinem Stande und

Berufe vorkommen möchten, „seinen Glauben „durch die Liebe thätig zu erweisen;“ sich schon im Geiste mit den rühmlichen Siegen beschäftigen, die er über seine Leidenschaften, durch Gottes Beystand davon zu tragen hoffet; mit den, seines hohen Berufes würdigen Gesinnungen und Thaten, womit er sich unter den Miterlösten des Herrn auszuzeichnen und Freude und Zufriedenheit unter ihnen zu verbreiten entschlossen ist. Lasset uns, wird er sich mit den Gesendeten Gottes zurufen: „Lasset uns ihn lieben! Denn er hat uns zuerst „geliebet.“ Lasset uns ihn lieben durch gewissenhafte Treue und unermüdete Geschäftigkeit in der Ausübung unsrer Pflichten! Lasset uns ihn lieben durch Aufopferung aller unsrer Kräfte zu seinem Dienste! Lasset uns ihn lieben durch Nachahmung des grossen Musters unsers Erlösers und durch die sorgsamste Befolgung seiner Vorschriften! „Denn das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine „Gebote halten; und seine Gebote sind nicht „schwer.“ Lasset uns ihn lieben in seinen Menschen, für die alle, wie sehr sie auch, zur Wohlfarth bürgerlicher Staaten, an Stand und Ansehen unterschieden seyn müssen, Christus litt und starb; die alle mit uns einerley Brod im Abendmale essen und Einen Leib mit uns ausmachen, dessen Haupt Christus ist!

Zu diesen frommen Entschliessungen wird unter andern den Christen, der das Abendmal würdig genossen hat, die Betrachtung ermuntern:

daß er eben mit dieser Handlung ein feyerliches, öffentliches Bekenntnis seiner Religion abgelegt hat. Du bekanntest dich, wird er am Abend eines solchen festlichen Tages denken, du bekanntest dich am abgewichenen Morgen für einen Jünger und Nachfolger des Jesu, dessen ganzes Leben Wohlthun war; des Jesu, „der keine Sünde gethan hat und in dessen Munde kein Betrug „erfunden worden ist;“ des Jesu, der „ nicht „wieder schalt, da er gescholten ward, und nicht „drohte, da er litt;“ des Jesu, der „ sanftmüthig und von Herzen demüthig war;“ des Jesu, der der gehorsamste Sohn, der zärtlichste Freund, der weiseste und bescheidenste Lehrer, der erhabenste, thätigste Menschenfreund war, überall Seegen und Freude zu verbreiten geschäftig, selbst in den letzten schrecklichen Augenblicken seines Lebens, mehr für andere, als sich selber, besorgt, für seine Mörder betete; des Jesu, der, bey allem Bewußtseyn seiner erhabenen Bestimmung und der in ihm wohnenden Gottheit, alle Menschen als seine Brüder betrachtete und behandelte; der, „ob er wohl in göttlicher Gestalt war, es nicht „für einen Raub hielt, Gott gleich seyn, sondern „sich selber äusserte, Knechtsgestalt annahm, „gleich ward, wie ein andrer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden, sich selber erniedrigte und gehorsam ward bis zum Tode, ja „zum Tode am Kreutz;“ des Jesu, der, mit einem Worte, für alle Folgezeiten der Welt stets

das

das erhabenste Muster wahrer Tugend bleiben wird. Und was wäre denn dein abgelegtes Bekenntnis, wie mußte es dich erniedrigen und in den Augen des Gottes der Wahrheit verwerflich machen, wenn du dich nicht ernstlich beeifertest, „so gesinnet zu „werden, wie Jesus Christus auch war!“ Und wie wolltest du einst deine Augen aufschlagen können, wann er, der von dir verkannte und gering geachtete Gottessohn, kommen wird in den Wolken des Himmels, als Richter der Lebendigen und der Todten auch dein Schicksal für die Ewigkeit zu entscheiden?

Am stärksten aber befestigt ihn in solchen Gesinnungen und unterhält ihn in seinen frohen Empfindungen die wonnevolle Erinnerung der künftigen Seeligkeiten, die ihm durch den Genuß des geheiligten Mahles des Bundes versichert wurden. Er ward „gekrönt mit Gnade und Barmherzig„keit“ nicht nur für diese, sondern auch für jene, Welt. Wie fühlte er sich so seelig, als der „Geist „seines Gottes seinem Geiste Zeugnis gab: daß er „ein Kind Gottes sey!“ Wie sankt ihr so tief herab, Reitzungen der Erde, so tief zu den Füssen des Hochbegnadigten, dem sich glänzende Aussichten in den Himmel eröfneten! Schon wie von den Banden der Sinnlichkeit ganz losgerissen, schmeckte er da die Kräfte der zukünftigen Welt. Und selbst die Erinnerung daran erhebet noch seinen Geist und entflammt ihn, seiner hohen Bestimmung nicht zu vergessen, sondern vor allen

Dingen „zu trachten nach dem das droben ist, da „Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes.“

Und wenn er denn nun unter solchen Betrachtungen diesen für ihn so festlichen Tag beschliesset, muß es da nicht einer der merkwürdigsten seines Lebens, ein wahrer Tag des Seegens, für ihn werden; ein anmuthiger Ruheplatz am steilen Berge, an dem er sich mit neuer Kraft gerüstet hat, den Gipfel zu erklimmen?

Mit solchen Gesinnungen preisen dich, Wesen der Wesen, itzt nochmals die Erhabenen, die du heute mit den geheiligten Pfändern deiner Gnade beseeliget hast, und wollen es nie vergesseu, „was du ihnen gutes gethan hast;“ nie, was sie dir aufs neue geschworen haben. Laß dir denn diese ihre Huldigung gefallen und befestige in ihren Herzen die frommen Gefühle, die heiligen Entschliessungen, die entzückenden Hofnungen, für die sie dir itzt nochmals danken! Laß sie, die uns heute ein so rührendes Beyspiel der Demuth und des Glaubens gaben, uns auch das Beyspiel des Seegens geben, den du der Beständigkeit im Guten bestimmet hast! Deiner allweisen und gnädigen Obhut empfehlen wir das wahre, leibliche und geistliche Wohl unsrer Durchlauchtigsten Landesherrschaft, ihrer hohen Anverwandten, ihrer Räthe, ihres Hofes, ihrer Diener und Unterthanen in dem allgemeinen Gebete deines Sohnes Jesu Christi. V. U.

Der Friede des Herrn sey mit uns allen! Amen.

XI.

Am
III. Sonntag nach Trinitat.

Ueber den gewöhnlichen

Evangelientext.

Am III. Sonntage nach Trinit.

Aufmerksame Beobachter der Menschen haben vorlängst die Bemerkung gemacht, Andächtige Versammlung, daß man von der Denkungs- und Sinnesart eines Menschen, aus der Wahl seiner Freunde, aus seinem gewöhnlichen Umgange, urtheilen und von dem Charakter seiner Gesellschafter ziemlich wahrscheinlich auf den seinigen zurückschliessen könne. Eine Bemerkung, die durch mehr als Ein Sprüchwort ausgebreitet und fortgepflanzt worden ist, und die sich auf die Natur der Seele und die tägliche Erfahrung gründet. Die Gemüther der Menschen gleichen in diesem Stücke zwo gleichgestimmten Saiten, wovon die eine mitklingt, wann die andere berührt wird. Es ist etwas angenehmes darinnen, sich in anderen gleichsam spiegeln zu können; etwas unsrer Eigenliebe schmeichelndes, unsre Vorzüge in ihnen hochschätzen und, zu unserm Troste, auch unsere Schwäche in ihnen erkennen zu können. Ein geheimer, unwiderstehlicher Zug nähert uns denen,

deren

deren Grundsätze, Meinungen, Neigungen, Gesinnungen, mit den unsrigen übereinkommen, da uns hingegen oft schon der Anblick derer beschwerlich wird, die uns in Denkungs- nnd Gemüthsart sehr unähnlich sind. Die einen scheinen unsern Charakter zu billigen, die andern ihn zu tadeln. Die einen scheinen uns gleichsam verwandt, die andern fremd, zu seyn. Von jenen hoffen wir: daß sie sich nach unsern Einfällen und Schwachheiten bequemen; von diesen besorgen wir: daß sie sich uns widersetzen werden. Daher gesellet sich der Leichtsinnige nicht gern zum ernsthaften Denker, der Träge nicht gern zum Emsigen; dem gesetzten Manne ist der Tändler, dem Kaltblütigen der Schwärmer, der Empfindler, zuwider. Jeder derselben sucht seines gleichen auf; hängt sich an sie. Nur der Sonderling geht seinen Weg allein.

So wahr nun dieses alles ist, so leicht kan man es zu weit ausdehnen. Es würde immer mislich seyn, das Herz oder den Verstand eines Menschen blos aus seinem Umgange zu beurtheilen und ihm sogleich die Fehler derer aufzubürden, mit denen man ihn zuweilen in Gesellschaft sieht. Dieser Umgang kan auch andre Ursachen, als eine Gleichheit der Gemüther haben; und die Menschenliebe erfodert denn in dieser Beurtheilung die möglichste Vorsicht, wenn wir uns nicht oft an unsern Brüdern versündigen und in eben den Fehler

ler fallen wollen! den uns heute der Text an den Pharisäern bemerken läßt. Daß wir ihn doch, zur Bestärkung unsrer Nachsicht und Schonung der Brüder, wie zur Vermehrung und Ausbreitung der Klugheit im geselligen Leben erwägen möchten! Gott verleihe es, wenn wir ihn darum anrufen in dem vollkommensten, allgemeinen Gebete. V. U.

Text.

Luk. 15, 1 — 10.

Es naheten aber zu ihm allerley Zöllner und Sünder, daß sie ihn höreten. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murreten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen. Er sagte aber zu ihnen dies Gleichnis und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er der eines verleuret, der nicht lasse die neun und neunzig in der Wüsten und hingehe nach dem verlohrnen, bis daß ers finde? Und wenn ers funden hat, so leget ers auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heim kommt, rufet er seinen Freunden und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freuet euch

mit

mit mir, denn ich habe mein Schaf funden, das verlohren war. Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel seyn über einen Sünder, der Busse thut, für neun und neunzig Gerechten, die der Busse nicht bedürfen. Oder welch Weib ist, die zehen Groschen hat, so sie der einen verleuret, die nicht ein Licht anzünde und kehre das Haus, und suche mit Fleiß, bis daß sie ihn finde? Und wenn sie ihn funden hat, rufet sie ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen funden, den ich verlohren hatte. Also auch, sage ich euch, wird Freude seyn vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Busse thut.

So leicht kan man sich in der Beurtheilung anderer irren. Die Pharisäer glaubten gerechte Ursache zu haben, den Umgang Jesu mit Sündern zu tadeln und zu seinem Nachtheile auszulegen. „Dieser, sprachen sie, nimmt die Sün„der an und isset mit ihnen.“ Gerade dieses hätte ihnen, wenn sie die wahre Ursache erforschet hätten, den erhabensten Begrif seiner Tugend und Weisheit geben können. Mit bewunderns würdiger Geduld überzeugte er sie davon, indem

er

er sich gegen sie, bis zu einer förmlichen Rechtfertigung dieses seines Betragens herabließ, die eigentlich den Innhalt dieses jetzt abgelesenen Evangeliums ausmacht. Sie wollen wir denn zu unsrer Erbauung so nützen, daß wir nach Maasgabe derselben über den

Umgang mit Sündern

nachdenken. Die Erörterung der beyden Fragen:

1) Darf der Christ mit Sündern umgehen? und

2) Wie muß er mit ihnen umgehen?

wird uns Gelegenheit zu mancher heilsamen Betrachtung geben. Gott seegne sie! Amen.

Auf die erste der beyden aufgeworfenen Fragen: „Darf der Christ mit Sündern umgehen?“ scheint die Antwort verneinend seyn zu müssen. Ein solcher Umgang macht ihn ja nicht nur verdächtig, als habe er auch an der Sünde Gefallen; sondern er setzt ihn auch oft der Gefahr aus, unvermerkt vom bösen Beyspiele hingerissen zu werden. Auch das gesundeste Auge verlernt in lang anhaltenden Finsternissen das Licht zu vertragen; und der eckelste Geschmack wird durch oft

wieder=

wiederhohlten Genuß widrig schmeckender Arzneyen so an sie gewöhnt, daß er sie zuletzt weniger unangenehm findet. Auch dem bestgesinntesten Menschen werden nach und nach die übeln Gesinnungen seiner beständigen Gesellschafter erträglicher; und durch ein unsrer Natur eigenes Mitgefühl mit andern Menschen, durch oft wiederhohlte Theilnehmung an ihren Sünden, verliehrt sich die widrige Empfindung ihrer Häßlichkeit und Strafbarkeit und das Gewissen erstarret. Auch der weiseste Mann nimmt nach und nach etwas von den Thorheiten seiner Gesellschafter an, nach denen er sich zuweilen aus Gefälligkeit bequemet, und die oft um so leichter anstecken, je mehr seine natürlichen Neigungen damit übereinstimmen. Ist es also nicht Pflicht für ihn, Klippen auszuweichen, an denen sein guter Name und seine Tugend scheitern könnte? Ist ers nicht sich und der Welt schuldig, sich vor dem Umgange mit Personen zu hüten, deren Frömmigkeit sehr zweydeutig ist? Selbst der heilige Verfasser des 1. Psalms scheint dieses zu behaupten, wenn er anhebt: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der „Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, „noch sitzet, da die Spötter sitzen!“ Aber er scheint es nur; denn er redet — wie wir bald näher zu ermessen die Gelegenheie haben werden — nicht von dem Umgange mit Sündern überhaupt, als sey er im Allgemeinen verwerflich; und die jetzt angeführten Gründe alle sind nicht hinreichend

chend uns zu überzeugen: daß wir gar nicht mit Sündern umgehen dürfen. Denn dieses wäre nicht möglich, nicht rathsam und nicht pflichtmäßig; und wir würden damit Christum unser Tugendmuster selber tadeln.

Gar keine Gemeinschaft, keinen Umgang, mit Sündern haben, wäre fürs erste ganz unmöglich und das Gesetz, welches dieses von uns verlangte, eine übertriebene Foderung. Wir können ja den Menschen nicht ins Herz sehen und der Satan selber kan sich vor uns in einen Engel des Lichtes verstellen. Nicht einmal uns bekannten Sündern können wir immer ausweichen. Denn wo ist der heilige Winkel auf Gottes weiter Erde, den nie ein Sünder beträte? Ja, gäb' es auch einen, gäb' es solch eine heilige Freystatt der Unschuld, so würden wir sie nicht aufsuchen können, ohne aus unsern Verbindungen mit der menschlichen Gesellschaft herauszugehen und unsern Beruf zu verlassen. Eine thörichte und pflichtvergessene Schwärmerey!

Aber wär' es auch möglich gar keinen Umgang mit Sündern zu haben, so wär' es nicht rathsam. Nicht nur würden wir uns oft damit schaden, würden die vermiedenen Sünder dadurch wider uns erbittern, die es für eine Verachtung aufnehmen würden; —— denn auch der ärgste Bösewicht will doch nicht dafür gehalten und öf-

fentlich erkläret seyn; —— sondern wir würden auch damit unsre Schwäche in der Tugend verrathen und uns manche Gelegenheit rauben, uns in ihr zu befestigen. Man lasse ein Kind allzulang den Fus auf keinen unebnen Boden setzen, so wird es beym ersten Schritte auf schroffem Wege gleiten. Man hüte sich allzusorgsam vor jedem freyen Lüftchen, so kan eine üble Witterung, der man sich zufälligerweise aussetzen mnß, den Tod bringen. Eben so liegt eine Tugend, die die Gefahre des Falles gar nicht kennet, nie gekämpft und ihre Kraft an Versuchungen zum Laster geübet hat, weit eher unter, fällt weit schneller und tiefer, als die geübte. Und was ist überhaupt Kraft ohne Widerstand? Aber wenn wir uns Erfahrungen von mancherley Reitzungen zum Bösen gesammelt, manchen Lockungen zum Laster widerstanden, das Unanständige und Gefährliche desselben an andern gesehen, gelernt und auf die besten Mittel gesonnen haben, den Versuchungen dazu uns zu widersetzen, dann vermehrt sich unsre Hochachtung vor der Frömmigkeit und unser Abscheu vor dem Laster; dann wächst die Kraft unsers Widerstandes gegen das Böse, wie die Kraft der Gliedmassen unsers Körpers durch fortgesetzten Gebrauch. Denn Tugend ist ja Fertigkeit, gesetzmässig zu denken und zu handeln und setzt mithin Uebung voraus.

Schon in so fern wär' es also auch nicht einmal pflichtmässig, sich alles Umganges mit Sündern

dern ganz zu entschlagen. Noch deutlicher aber erhellet dieses, wenn wir bedenken: daß wir, als Christen, alle Menschen, auch die Sünder, lieben sollen; welches in den mehresten Fällen nicht geschehen könnte, wenn wir uns von ihnen absonderten. Denn nicht zu gedenken: daß dieses die größte Unordnung im Staate verursachen, oft die Unterwürfigkeit und den Gehorsam aufheben und uns oft in der Ausrichtung unsers Berufes hindern, in der Erweisung unsrer Verwandtschaftspflichten kälter machen müßte; so würden wir weder für die leibliche noch geistliche Wohlfarth dieser unsrer verirrten Brüder besorgt seyn und manche Gelegenheit ausser Acht lassen, sie durch gute Erinnerungen oder durch unser beschämendes Beyspiel der Tugend zu bessern; würden selber zu ihrer Verstockung beytragen und sie gleichsam der Barmherzigkeit Gottes überlassen. Ein Betragen, welches um so unverantwortlicher wäre, wann etwa gar Berufs- oder Standespflichten, wie sich zuweilen der Fall ereignet, jenen Umgang mit Sündern erheischten und zum heilsamsten Besserungsmittel des Verirreten machten. Ich habe etwa einen Vater, der einen ärgerlichen Lebenswandel führet. Berechtigt mich dieses, ihm den Gehorsam aufzusagen, wenn er sich auch gleich an mir selber versündigte? —— Ich befinde mich in dem Amte, das meinen Fähigkeiten und Kräften das angemessenste ist. Aber neben mir dienen ausschweifende Menschen, Unchristen, deren täg-

lichen Umgang ich nicht vermeiden kan. Soll ich um deswillen dem Vaterlande meine Dienste versagen, die es von mir zu erwarten berechtigt ist, und mich um meine Nahrung bringen, oder in ein Amt werfen, für das ich mich untüchtig fühle? —— Ich habe einen Sohn, der im Leichtsinne der Jugend der Verführung untergelegen ist. Soll ich ihn darum von mir stossen? ihm damit vielleicht die beste, die einzige Gelegenheit in sich zu gehen, den treuesten Freund und Rathgeber rauben? Nein! Er komme aus den Armen der Verführerin in die meinigen zurück und sey mir willkommen! Vielleicht dringen die liebreichen Verweise eines Vaters, den er für seinen besten Freund erkennen muß, tief in sein Herz. Vielleicht löscht eine, von ihm bemerkte, Thräne meines Kummers um ihn das unreine Feuer aus, von dem sein unerfahrnes Herz entglommen war.

Und wenn wir denn nun vollends Christum selber im Text, und an andern Stellen seiner Lebensbeschreibungen, uns das Beyspiel geben sehen; wenn er es nicht läugnet: daß er **die Sünder annahm und mit ihnen aß**, sondern sich deswegen rechtfertigt; wenn wir ihn in Gesellschaft von Zöllnern erblicken, die für die Römer Abgaben eintrieben und in dem Rufe stunden: daß sie größtentheils Betrüger, Unterdrücker, Lasterhafte, waren; wenn er es litt, daß sie sich zu ihm nahten, seine Bekanntschaft, seinen Umgang suchten;

wenn

wenn er sich mit ihnen in Unterredungen einließ; bey ihnen zu Gaste gieng; so läßt sich wohl nicht überhaupt bezweifeln: daß es seinen Nachfolgern, den Christen erlaubt sey, mit Sündern umzugehen, wenn es nur auf eine Christen anständige Art und in erlaubter Absicht geschieht; worüber uns eben dieses Beyspiel Christi am besten belehren kan.

Der Heiland suchte nicht die Zöllner auf, sondern diese, wie Lukas ausdrücklich meldet, „naheten sich zu ihm, daß sie ihn höreten.“ Nirgends lesen wir: daß er lasterhafte Menschen zu seinen Vertrauten gemacht, enge Freundschaft mit ihnen geschlossen und sich recht eigentlich zu ihnen gehalten habe. Gab er sich zuweilen länger, als ein stolzer Pharisäer gethan haben würde, mit Zöllnern ab, so geschah es nicht, weil er Gefallen an ihrem ungerechten Verfahren hatte, sondern, wie er hier selber umständlich zu seiner Rettung spricht, sie zu bessern, weil er „ gekommen war, die Sünder zur Busse zu rufen.“ So muß der Christ sich denn auch vor vertrautem Umgange mit Sündern hüten und, wo er es vermeiden kan, und sein Beruf ihn nicht dazu auffodert, sich nicht zu genau mit ihnen bekannt machen, nicht selber in ihre Gesellschaft eindrängen. Wir haben erst vorhin die Gefahren eines solchen genauen Umganges mit Sündern erwogen. Sie nehmen zu, je vertrauter dieser Umgang wird. Zu ihnen kömmt noch, daß man damit den wahrscheinlichen Ver-

dacht erweckt, man hege gleiche Gesinnungen, sey gleichen Irrthümern und Lastern ergeben. Hiervon redet eigentlich der heilige Dichter des 1ten Psalms. Diesen vertrauten Umgang verwirft er, wenn er den Menschen glücklich preiset, „der „nicht im Rathe der Gottlosen wandelt“ — ihren Gesinnungen nicht folget — „nicht tritt „auf den Weg der Sünder“ — ihr Verhalten nicht beobachtet — „noch sitzt, da die Spöt„ter sitzen,“ — sich nicht zur Gesellschaft der Ruchlosen hält. Daher setzt er auch diesem Umgange die Liebe zum Gesetze Gottes und dessen sorgsame Ausübung entgegen, wenn er also fortfährt: „sondern hat Lust zum Gesetze des Herrn und re„det von seinem Gesetze Tag und Nacht.“

Eben so wenig aber sehen wir, daß darum unser Erlöser verachtend und mit gehässigem Stolze auf die Sünder niederblickte, ob er es gleich eher als wir, hätte thun können, da er selber ohne Sünde war. Wie rührend schildert er seine Bemühungen ihre Seelen zu retten in den beyden Gleichnissen: von dem Hirten, der von hundert Schafen eines vermißt und die neun und neunzig auf der Weide läßt, um es aufzusuchen, dann aber, wann ers gefunden hat, alle seine Freunde und Nachbarn zur Mitfreude herbeyrufet; und von der Frau, die von zehen Denaren einen verlohren hat, ihn zu suchen ein Licht anzündet, das Haus durchkehret und, wann sie ihn wieder findet, ihre ganze Bekanntschaft einladt,

sich mit ihr zu freuen. So muß auch unsern Umgang mit den Sündern Menschenliebe adeln. Wir müssen ihn nicht dazu anwenden, uns über ihre Vergehungen desto besser aufhalten und uns mit dem hochmüthigen Gedanken schmeicheln zu können, daß wir besser, als sie sind; sondern dazu: durch brüderliche Erinnerung, Warnung, Vorstellungen, und noch mehr und sicherer durch unser Beyspiel an ihrer Besserung zu arbeiten; sie etwa von schädlichen oder ausschweifenden Ergötzungen abzuhalten, oder mit andern auszusöhnen und in die Arme der Freundschaft, der häuslichen Ruhe, zur Zufriedenheit des Herzens, zur Verehrung des höchsten Wesens im Geist und in der Wahrheit, zurückzubringen.

Allemal aber müssen wir uns bey diesem Umgange einer weisen Vorsicht befleissigen. Christus selber enschuldigt sich weitläuftig im Texte wegen dieser ihm vorgeworfenen Gemeinschaft mit bösen Menschen, um alles Aergernis zu vermeiden und keinen Anlaß zu einem, ihm und seiner Lehre nachtheiligen, Verdachte zu geben. Diese Behutsamkeit ist für uns noch nothwendiger, als sie es für ihn war, da wir nicht nur für unsern guten Namen und die Vermeidung aller Aergernisse, sondern auch dafür, zu sorgen haben, daß wir nicht selber das Gift böser Beyspiele einsaugen, die so leicht gute Sitten verderben. Stets müssen wir daher auf unsrer Hut seyn, daß wir nicht ohne Noth andern anstössig werden und unserm eignen Her-

zen schaden. Ihrer Laster wegen müssen wir zwar ihre Person nicht hassen, sondern bedauern; aber diese Laster desto mehr in ihrer wahren, häßlichen, Gestalt betrachten, um sie zu verabscheuen und uns desto ernstlicher vor ihnen in Acht zu nehmen, je lebhafter wir einsehen: wie verächtlicher, ungesunder, ärmer, mismuthiger, Gott misfälliger, elender immer sie sich durch dieselben machen. In je nähere Verbindung uns die Fürsehung durch unsern Stand oder Beruf oder Blutsfreundschaft mit solchen offenbaren Sündern gesetzt hat, desto mehr müssen wir in unserm Herzen die ihren Vergehungen entgegen gesetzten Tugenden, durch die Gnade des Geistes Gottes, zu befestigen suchen; desto mehr uns mit den hohen Lehren unsrer Religion und ihren Bewegungsgründen zur Frömmigkeit bekannt zu machen, mit Liebe gegen Gott und die Menschen zu waffnen und in täglicher Erneuerung zu erhalten, unsre Sorge seyn lassen; desto öfter zu unserm Gott beten: „Schaffe in mir, „Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, „gewissen Geist!“

Auf solche Art wird uns dann der Umgang mit Sündern eher nützlich, als schädlich seyn; eher zum Ruhme, als zur Schande gereichen.

Zwar wird er uns immer auf einer gewissen Seite unangenehm seyn, wenn wir Gott wahrhaftig und unsern Nächsten, als uns selber, lieben. Immer wird die Verläumdung voreilige Urtheile über

diesen

diesen unsern Umgang mit den Sündern fällen und davon Anlaß nehmen, unsre eigene Tugend verdächtig zu machen. Immer wird es uns betrüben, von einem Geschöpfe die Ehre des Schöpfers gleichsam gekränkt, sein Ebenbild im Menschen freventlich verunstaltet, seine Befehle verachtet und seine unzählichen Wohlthaten mit schnödem Undanke und Empörung vergolten, zu sehen. Immer wird der Anblick derer uns traurig machen, die, im unverantwortlichsten Leichtsinne, der heiligsten Gesetze des Unendlichen, dieser Anweisungen der ewigen Weisheit zu ihrem Glücke, spotten und das Heil ihrer unsterblichen Seele aufs Spiel setzen. Aber eben sowohl wird uns das Zeugnis eines guten Gewissens für die Unbilligkeit liebloser Urtheile schadlos halten und der Gedanke uns über sie erheben: „Siehe da! Mein Zeuge ist im Him„mel und der mich kennet, ist in der Höhe!“ Eben sowohl wird uns die Hoffnung ermuntern: durch unsre liebreichen Erinnerungen, durch unser besseres Beyspiel, zuweilen die Rechte der Tugend vertheidigen und vielleicht einer Seele vom Tode helfen zu können. Und eben sowohl muß uns die frohe Gewisheit aufrichten: daß wir, wenn wir uns in diesem Leben, in dieser gemischten Gesellschaft von Frommen und Gottlosen, Thoren und Weisen, Verächtern und Verehrern Gottes, von der Welt unbefleckt zu erhalten gesucht und des Beyfalls und Umgangs der Rechtschaffenen und Edeln würdig gemacht haben; wenn wir in der

Vereinigung mit Christo, in der Gemeinschaft mit Gott, geblieben sind, auch dann einst in eine bessere, auserlesnere, Gesellschaft des Himmels kommen werden, um ewig die reine, hohe, Wonne des Umgangs und der Freundschaft mit den vom heiligsten Richter bewährt erfundenen Gerechten, des Umgangs mit unserm besten Freunde, Jesus Christus selber, zu geniessen.

Dazu helfe uns allen der Gott der Liebe! Er bewahre unsre Seelen vor allen lieblosen, pharisäischen Urtheilen über die, welche mit Sündern umgehen! Er befestige die Menschenliebe immer tiefer in unsere Herzen, damit wir uns auch gegen die irrenden und fehlenden Brüder christlich betragen! Er erleuchte unsern Verstand und lenke unsre Herzen, daß wir mit weiser Behutsamkeit unter ihnen wandeln und uns von ihren bösen, verführerischen, Beyspielen nicht zum Verderben mit fortreissen lassen, sondern seine Ehre auf Erden ausbreiten und das Reich der Finsternis zerstören helfen; damit wir schon hier den Grund zu solchen Freundschaften legen, die wir im Himmel fortzusetzen hoffen dürfen! Amen.

XII.

Am

XI. Sonntag nach Trinitat.

Ueber den gewöhnlichen

Evangelientext.

Am XI. Sonntage nach Trinit.

Wenn ein Mensch mit Weisheit und Nachdruck an seiner Wohlfarth arbeiten will, A. so muß er wohl vorher seine Bedürfnisse, seine Mängel, seine Kräfte und die Stufe der Vollkommenheit erkennen, zu der er hinanklimmen kan; und wenn er seine Seele nach den Vorschriften Gottes bilden will, um immer mehr Untugenden abzulegen oder sich vor ihnen zu bewahren, oder in der Ausübung der Tugend fortzuschreiten, so muß er nicht nur mit jenen heiligen Vorschriften, sondern auch mit sich selber bekannt seyn. Der Bildhauer würde seine Zeit mit manchem vergeblichen Versuche verschwenden, der den Stoff nicht kennete, aus dem er ein der Zeit trotzendes Denkmal seiner Kunst verfertigen wollte. Der Landwirth könnte nicht den ganzen Vortheil aus seinen Feldern ziehen, den sie ihm darböten, wenn ihm die Beschaffenheit ihres Bodens, seine Mängel und gu-

ten Eigenschaften, die rechte Art ihn zu behandeln, zu bearbeiten, zu verbessern, fremd wäre. Gleich so kan einem Menschen das Geschäfte der Sinnesänderung und Heiligung unmöglich gelingen, wenn ihm sein eigenes Herz fremd ist; wenn er nicht weiß: welche böse Gewohnheiten er abzulegen, welche rühmliche Fertigkeiten sich noch zu eigen zu machen, welche sündliche Neigungen in sich zu bekämpfen, welches Unkraut auszurotten habe, noch welche Kräfte zum Guten, welche Fähigkeiten zu immer höherer Vollkommenheit, er besitze. Diese Nothwendigkeit der Selbsterkenntnis ist so sichtbar und schon in den Augen der blossen gesunden Vernunft so groß, daß im entfernten heidnischen Alterthume einer der berühmtesten Tempel des sogenannten Gottes der Wahrheit, alle die ihn betreten wollten, mit der Innschrift seiner Thüre daran erinnerte: „Erkenne dich selber!“ Mit ihr heben denn auch unsre heiligen Glaubensbücher, deren Lehren der Natur der menschlichen Seele durchaus angemessen sind, die Beschreibung der Sinnesänderung, der sittlichen Bildung des menschlichen Herzens an. Selbstprüfung und richtige Einsicht in unsern Seelenstand ist nach ihnen der einzige rechte Anfang der Busse und muß auch im Fortgange der Erneuerung und Heiligung unser beständiges ernstliche Geschäfte bleiben.

Kein Wunder denn, wenn manche Christen, bey aller ihrer geistlichen Wissenschaft, immer dieselben Sünder bleiben oder wenigstens nicht merklich vorwärts schreiten, um endlich Männer im Christenthume zu werden, da sie, beym Lesen und Hören der Religionslehren, so selten einen ernsten, forschenden Blick in sich selber werfen; oder, wenn sie auch die Schädlichkeit des Mangels an Selbstbeurtheilung einsehen, sie ganz unrecht anstellen. Denn oft verleitet Eigenliebe die Menschen sich für viel besser zu halten, als sie wirklich sind; woraus dem nothwendig Saumseeligkeit an ihrer Besserung zu arbeiten, Stillstand im Guten und oft so gar Rückfall zum Bösen, erfolgt. Es werden wenig unter uns seyn, die sich nicht schon zuweilen in ihren Urtheilen über sich selber geirret haben. Aber kan uns dieses gleichgültig seyn, so bald wir wissen: daß es uns hindert „fortzufahren mit der Heiligung in der Furcht Gottes?“ Gleichgültig, so bald wir wissen: daß Gott sich nicht in seinen Urtheilen über uns betriegt und uns einst nach diesen, nicht aber nach unsern Einbildungen, richten wird? Wo ist der Mensch vom gesunden Verstande, dem Gottes Beyfall und sein eigenes, zeitliches und ewiges Heil gleichgültig seyn könnte?

Wollen wir denn vielmehr „Fleiß thun, unsern Beruf und unsre Erwählung, auch in diesem Betrachte, fest zu machen,“ und auch itzt,

da unser Evangelientext uns Anlaß gibt, uns vor falscher Beurtheilung unser selber zu verwahren, Gott in einem gläubigen Vater Unser bitten: daß er uns zur Aufmerksamkeit, ernstlichem Nachdenken und entschlossener Anwendung seinen Seegen nicht versagen wolle! V. U.

T e x t.

Luk. 18, 9—14.

Er sagte aber zu etlichen, die sich selbst vermaßen: daß sie fromm wären, und verachteten die andern, ein solch Gleichnis: Es giengen zween Menschen hinauf in den Tempel zu beten, einer ein Pharisäer, der andre ein Zöllner. Der Pharisäer stund und betete bey sich selbst also: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zwier in der Woche und gebe den Zehenden von allem, das ich habe. Und der Zöllner stund von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott sey mir Sünder gnädig! Ich

sage euch: Dieser gieng hinab gerechtfertiget in sein Haus vor jenem: Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden; und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden.

In dieser Parabel mahlt uns Christus

drey gewöhnliche Fehler der Menschen in der Beurtheilung ihrer selber

gleichsam vor die Augen. Sie sind folgende:

1) Sie urtheilen lieber von sich nach dem, was ihnen nicht eigen ist, als nach dem, was ihnen eigen ist.

2) Sie vergleichen sich immer gern mit schlimmern Menschen, als sie sind, oder zu seyn glauben.

3) Sie geben ihren Tugenden und Fehlern einen falschen Werth.

Diese drey Fehler in der Selbstbeurtheilung wollen wir denn itzt näher und unpartheyisch betrachten. Unser sey davon der Nutzen und Gott die Ehre! Amen.

Der Pharisäer in unserm Texte kannte, als ein Jude, die Allwissenheit Gottes und wir können ihm also unmöglich die thörichte Absicht zutrauen, daß er Gott mit seinem Gebete habe hintergehen wollen; wenn wir nicht, — wozu uns doch Jesu Erzählung nicht berechtigt — voraus setzen: daß er wahnwitzig gewesen sey. Wenn er demnach mit kühner Stirne ins Heiligthum des Allerhöchsten tritt und diesem seine Entfernung von Lastern und seine Tugenden erzählet, statt um Nachsicht und Verschonung zu beten, so mußte er entweder der größte Heilige seyn oder sich selber betrogen haben. Das erste wollte Jesus unstreitig mit dieser Beschreibung nicht sagen, da er recht absichtlich ihn einen Pharisäer nennet, einen von der Sekte, die er uns an so manchen Orten, als eitle, scheinheilige, rangsüchtige, betriegerische, verleumderische, ungerechte, schadenfrohe, neidische, feindseelige, heuchlerische, unzüchtige, rachgierige, meineidige Art Leute schildert und da er ihn einem busfertigen und von Gott begnadigten Sünder entgegen setzt, um denen, „die sich „selbst vermassen, daß sie fromm wären,“ die Lehre zu geben: „Wer sich selbst erhöhet, der „wird erniedriget werden, und wer sich selbst er„niedriget, der wird erhöhet werden.“ Dieser Prahler vermaß sich also nur: daß er fromm sey und täuschte sich selber, indem er sich ganz unrichtig beurtheilte.

Der erste Fehler dieser Art nun, der aus

seinem Gebete in die Augen fällt und zugleich seine Verblendung, seinen hohen Grad von Selbstzufriedenheit, begreiflich macht, ist: daß er mehr an DAS dachte, was ihm nicht eigen war, als an das, was er wirklich besaß. Er rechnet verschiedene Laster her, der er sich nicht schuldig gemacht habe und führet dagegen nur zweyerley gutes von sich an, das noch überdem in einigen Stücken äusserlicher gottesdienstlichen Heiligkeit bestund, die ohne Gottesdienst des Herzens, ohne Verehrung Gottes durch Gesinnung und That, durch Vertrauen, Ehrfurcht, Liebe, Gehorsam, wenig oder nichts sagen will. Gewis, eine leichte Art, den Ruhm der Frömmigkeit zu erwerben, wenn das hinreichend ist! Möchten ihn doch nicht noch immer manche Menschen, Christen so gar, auf die nemliche Weise zu erschleichen suchen! Nur allzuoft beantwortet man andern, und sich selber, die wichtige Frage: Bist du ein guter Christ? also: „Ich habe nie gestohlen, oder betrogen, nicht „todtgeschlagen, nicht die Ehe gebrochen.“ Dieses wäre nun zwar wohl für eine Antwort, obwohl auch für keine ganz erschöpfende, zu achten, wenn die Frage hieße: Bist du kein böser Christ? Hast du deinen Glauben noch nicht durch Thaten verläugnet? Aber wenn von wahrem Christenthume die Rede ist; wenn es darauf ankömmt: daß wir unsern eigentlichen Werth, in wie weit wir Gott gefallen, untersuchen sollen, so kan dieses unmöglich hinreichend seyn, da uns Gott nicht

nur befohlen hat, was wir vermeiden, sondern auch was wir thun sollen, und uns tausend Anlässe und Gelegenheiten zur Uebung der Tugend gibt. Beydes dürfen wir nicht eigenmächtig trennen, wenn wir uns richtig beurtheilen wollen. Ausserdem geben wir zu erkennen: daß wir uns Tugend und Christenthum ganz einseitig denken und vergessen: daß eben der Gott, der uns Laster verbot, die uns unglücklich machen würden, uns auch Pflichten eingeschärft habe, deren Befolgung uns zeitlich beglücken und mit ewigem Gnadenlohne gekrönt werden soll. Wie entscheidend sind hierüber die Aussprüche der heiligen Schriftsteller: „Hasset das Arge!“ — „Hanget dem Guten an!“ „Leget die Lügen ab „— und redet die Wahrheit!“ „Trachtet nicht „nach hohen Dingen — sondern haltet euch „herunter zu den niedrigen!“ „Leget von euch „ab, nach dem vorigen Wandel, den alten Men„schen, der durch Lüste in Irrthnm sich verderbet! „— Erneuert euch aber im Geist euers Gemüths „und ziehet den neuen Menscheu an, der nach „Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit „und Heiligkeit!“ „Enthaltet euch von fleischli„chen Lüsten, welche wider die Seele streiten! — „Und führet einen guten Wandel!“ „Alle Bit„terkeit und Grimm und Zorn und Geschrey und „Lästerung sey ferne von euch, samt aller Bosheit! „— Seyd aber unter einander freundlich, herz„lich und vergebet einer dem andern, gleichwie

Gott„

„Gott euch vergeben hat in Christo!“ So setzt unser höchster Gesetzgeber und Richter Lassen und Thun stets neben einander. So setzt er immer den Werken des Fleisches die Früchte des Geistes entgegen. So gebeut er: daß wir, ihn zu verherrlichen, mit Früchten der Gerechtigkeit erfüllet seyn, unsern Glauben durch die Liebe **thätig** erweisen sollen. Wie könnte also das wahrer, gegründeter, auch vor dem Allwissenden geltender, Ruhm der Gewissenhaftigkeit seyn, wenn wir manches Böse unterlassen haben, ohne uns des Guten zu befleissigen?

Väter, die ihr eure Kinder in Unwissenheit und Bosheit wild aufwachsen lasset, wie könnet ihr es wagen, euch vor Gott die Lobrede zu halten: daß ihr ihnen ihren nothdürftigen Unterhalt und ihre Kleidung nicht entzogen, ihnen kein Aergernis gegeben, sie nicht durch übertriebene Strenge erbittert habet? Wie? Habet ihr sie denn auch in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auferzogen? ihre zarten Herzen mit frommen Empfindungen, ihren Verstand mit heilsamen Kenntnissen zu erfüllen gesucht? Habt ihr sie denn auch ihre Pflichten kennen gelehrt und seyd ihnen in der Erfüllung derselben mit euerm Beyspiele vorgegangen? — Geitzige, die ihr euch, gleich dem Pharisäer, rühmet: daß ihr euer Vermögen nicht in Schlemmen und Ueppigkeit verprasset habet, seyd ihr darum wohl gerechtfertiget vor Gott, wenn ihr es im Gegentheil auch weder zu euerm

eigenen, noch anderer Menschen, Besten, zur Erfüllung eurer Pflichten es nicht anwendet? — Weichlinge, die ihr so gern mit eurer Empfindsamkeit prahlet und euer zärteres Nervengebäu, eure glühendere Einbildungskraft, euern natürlichen Widerwillen beym Anblick menschlichen Elendes Elendes, für vollkommenes Christenthum haltet; vergebens danket ihr Gott: daß euer Herz bey fremdem Jammer schmilzt und euer Auge leichter bey der Noth eurer Brüder thränet, wenn ihr eben diese zärtere Empfindung euch zu Ungerechtigkeiten, zu Wollüsten, zu unmännlicher Unentschlossenheit in der Ausübung der Tugend, in der Uebersteigung einiger Schwürigkeiten, zu feigem Nachgeben, wo ihr Gottes Ehre oder die Rechte der Menschheit verfechten solltet, verleiten lasset, und Liebe gegen Gott und eure Brüder dieser Empfindsamkeit nicht ihre gehörige Richtung gibt. O! wie oft, A. wie oft würde mancher, der sich selber fromm zu seyn vermißt und andere neben sich verachtet, zu seiner Demüthigung einsehen: daß er noch nicht auf seine Tugend stolz seyn dürfe, noch nicht Ursache habe, sich mit der Versicherung der Gnade Gottes zu schmeicheln, wenn er in dem Urtheile, das er über sich selber fället, nicht nur an das denken wollte, was er nicht ist und gethan hat, sondern auch an das, was er ist und wirket!

Ein anderer, gleich gewöhnlicher, Fehler der Menschen in der Beurtheilung ihrer selber,

an den uns das Beyspiel des eingebildeten Heiligen im Texte erinnert, ist der: daß sie sich immer gern mit schlimmern vergleichen, als sie sind oder zu seyn wähnen. Der Pharisäer scheint mehr auf andere Menschen, besonders den zum Gebet in den Tempel gekommenen Zöllner, als auf sein eigen Herz und Betragen aufmerksam gewesen zu seyn. Seiner Eigenliebe war es darum zu thun, Menschen zu finden, die Laster an sich hätten, denen er nicht ergeben wäre, oder ergeben zu seyn glaubte. Er dachte sie gefunden und nun Ursache zu haben, sich für heilig und gottgefällig zu halten. In diesem Sinne danket er Gott für seine grössere Heiligkeit. „Ich danke dir, Gott, „daß ich nicht bin wie andre Leute, Räuber, Un„gerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöll„ner.“ Ja, eben dieses thörichte Gebet zeiget: daß er, um sich zu erheben, andre erniedrigt und sich ein schwarzes, übertriebenes Gemälde von der Lasterhaftigkeit der Welt um ihn her entworfen hatte. Nach den Ausdrücken desselben sollte man denken: die ganze Welt sey damals, ohne die mindeste Ausnahme, in Laster und Unglauben versunken gewesen. Und gleichwohl hatte die Tugend in dieser Welt noch immer hier und da ihre Verehrer, hatte sie selbst unter den Juden seiner Sekte. Gleichwohl war das die Welt, zu der der heiligste Lehrer der Tugend und ihr vollkommenstes Muster, Jesus und seine frommen, unbescholtenen Schüler gehörten. Solche Tugend

übersah er und die Laster der Uebrigen vergrösserte er in Gedanken, um seinen Ruhm auf den Trümmern der Ehre anderer zu bauen, um seine eigenen Fehler kleiner und seine Tugend grösser zu finden. Dieser Zug ist so wahr, daß wir beynahe vergessen: daß wir nicht Geschichte, und zwar Geschichte des achtzehenden Jahrhunderts, sondern Gleichnisrede, also Dichtung, vor uns haben.

Ist dochs diese noch immer ein bekannter Kunstgrif der Eigenliebe, der uns besonders zu hindern pflegt, ein mit der Wahrheit bestehendes Urtheil über unsern eigenen Werth zu fällen. Um ihre eigenen Fehler und Schwächen zu übersehen oder erträglicher zu finden, suchen manche Menschen erst die Fehler anderer auf, ehe sie einen Blick auf sich selber werfen. Da macht man ihre Tugenden verdächtig; stellt die Absichten und den Erfolg ihrer Handlungen in falsche Lichter, oder legt ihnen falsche Absichten unter. Da wirft die Lieblosigkeit auf alle Blüthenpracht von Weisheit und Frömmigkeit den giftigen Mehlthau der Verläumdung. Da werden die Fehler des Nebenmenschen durchs vergrösserende Glas betrachtet und gezeigt, damit menschliche Schwachheiten und Uebereilungen als Verbrechen und Gräuel erscheinen. Da wird die ganze Welt, als ein Sammelplatz von Thoren, Ungerechten, Räubern, Mördern und Ehebrechern, verachtet. Und nun wird an diesem ungetreuen Bilde, in der getäuschten

Einbildungskraft, eine flüchtige Vergleichung angestellet, um sich zu schmeicheln: daß man viel besser sey. Hält man sich auch höchstens im Allgemeinen genommen für einen Sünder, welches zur Besserung noch sehr wenig nützet, so seegnet man sich doch: daß man nicht ganz so schlimm ist, als andre Menschen, als die arge, böse Welt. Man findet seine Fehler nur leicht in dieser Vergleichung, oder rechnet sie zu den geringeren Schwachheiten, und arbeitet daher nicht, sie abzulegen. Man klagt so oft über den traurigen Verfall der Religion und Sitten, daß man sich am Ende einbildet: man nehme keinen Theil an diesem Verfalle, weil man so oft und eifrig über ihn klage. Aber, o! verzeiht es uns, werthe Mitchristen, die ihr immer von dem Verderben und der Bosheit der Menschen redet, verarget es uns nicht, wenn wir bey euern Klagen an den hochmüthigen Pharisäer denken und darüber ein Mistrauen in eure eigene Tugend, oder wenigstens Selbsterkenntnis setzen. Selbsterkenntnis macht das Herz zur Nachsicht geneigt; und bey einer solchen feindseeligen Beurtheilung anderer ist man gemeiniglich zu glimpflich gegen sich selber.

Endlich begieng der Pharisäer unsers Textes, wie sein Gebet zeiget, auch damit einen Fehler in seiner Selbstbeurtheilung: daß er seinen Tugenden einen falschen Werth beylegte. Ein Mensch, der gegen seinen Schöpfer sich rühmen, gegen den

Allerheiligsten mit Frömmigkeit prahlen will, sollte doch wenigstens hohe, seltene Tugenden von sich melden. Noch wäre das Gebet dieses aufgeblasenen Thoren erträglicher, wenn er etwa gesprochen hätte: „Ich danke dir, Gott, daß es mir „durch dich gelungen ist, Herr über mich selber „zu werden. Ich liebe dich vom innersten Grunde „meiner Seele. Ich überwinde meine stärksten „Neigungen, um dein Gebot zu halten. Gern „opfr' ich einen Theil meiner Bequemlichkeit, mei„ner Ruhe, meines Vergnügens, meiner Habe, „auf, um deine „Werke zu wirken," deine Ver„ehrung zu befördern, deinen Menschen, meinen „Brüdern, wohlzuthun. Ich erfreue mich an ih„rem Glücke, und selbst mein Feind kan sicher „Hülfe und Trost von mir erwarten, wo er dessen „bedarf und ich ihn nicht selber damit gegen mich „waffne." —— Dies alles schien in des Pharisäers Augen kein rechter Beweis von Heiligkeit. Er führet etwas ganz anderes für sich an. „Ich „faste zwier in der Woche und gebe den Zehenden „von allem, das ich habe." Die strenge Beobachtung dieser zwey gottesdienstlichen Gesetze, welche nur dazu dienen sollten, ihn zur Tugend desto geschickter zu machen, hielt er für die höchste Tugend selber, die seinen Mangel an den übrigen bedecken und ersetzen könnte. Er fastete hundertmal öfter, els Gott befohlen hatte; —— denn eigentlich war im Mosaischen Gesetze nur ein Fasttag fürs ganze Jahr angeordnet, und er setzte frey-

willig

willig in jeder Woche zween Tage dazu aus; — er gab nicht nur, wie es Gottes Gesetz verlangte, von Feldfrüchten und Thieren, sondern von seinem ganzen Eigenthume, den Zehenden zur Unterhaltung des Tempeldienstes. Dieses schien ihm mehr zu seyn, als wenn er Wittwen und Waisen speiste und kleidete und seinem eigenen Herzen geböte. Ja, er blieb auch selbst in Ansehung dieser beyden guten Erweisungen nur bey dem Aeusserlichen, bey der Handlung stehen, ohne auf die Triebfedern und Absichten derselben zu sehen, die doch allein ihren wahren Werth hätten bestimmen können. Er untersuchte nicht: ob er jenes Fasten und Verzehenden seines Vermögens, aus reiner Liebe zu Gott und seinem Dienste und aus Begierde der Andacht obzuliegen, oder vielleicht nur um deswillen so streng hielte, weil er dadurch die Lobsprüche derer erstehlen könnte, die nur nach dem äussern Scheine urtheilen, oder um desto sicherer die Häuser der Wittwen und Waysen verzehren zu können; um desto gewisser die Augen des Argwohns von seinen übrigen Handlungen ablenken, desto ruhiger und ungestrafter sich manchen Lastern ergeben zu können. Bey einer solchen Art sich selber zu erforschen, wie konnte da das Urtheil anders, als sehr schief, ausfallen? Wie leicht konnte er da sein Gewissen einschläfern und sich, bey allen seinen Flecken, für reiner, als die übrigen Menschen, ansehen.

Auch was diesen Fehler in der Selbstbeurtheilung betrift, hat der Pharisäer noch seines gleichen unter den Menschen der heutigen Welt. Man verläumdet, man kränket andere an Ehre und Nahrung, man beneidet die Grössern und Reichern und begegnet den Geringern und Armen mit der unchristlichsten Härte, man betrieget und raffet ungerechtes Gut zusammen; und beruhiget sich bey alle dem mit dem Gedanken: ein guter Christ zu seyn, weil man etwa am Gedächtnistage des Todes Jesu sich aller Speise enthält. Man sieht die Uebungen der Andacht für die Gottseeligkeit selber, den äusserlichen Gottesdienst für die Frömmigkeit an. Man vermenget die Rangordnung der Tugenden und bildet sich auf die geringeren viel ein, indeß man in den grössern ein Fremdling ist. Man erhöhet oft, um sich damit schmeicheln zu können, eine natürliche Güte des Herzens, oder eine gewisse, aus dem langsamern Umlaufe des Blutes herrührende Gleichgültigkeit gegen einige Freuden des Lebens, zu Tugenden. Man betrachtet seine Enthaltsamkeit von gewissen Lastern, zu denen man nur nicht Macht, oder Geld, oder Fähigkeit, oder Versuchung hat, also die Folge der Lage, des Zustandes, der Verbindungen mit der Welt, als etwas sehr rühmliches, wodurch man sich über andre Menschen erhebe. Man sieht nur auf die Handlung, ohne auf ihre Absichten und Bewegungsgründe zu sehen, und so werden oft Wirkungen des Eigennutzes, Folgen des Ehr-

geizes,

geitzes, Künste der Arglist, Früchte der Weichlichkeit, des Eigensinnes, der Schwärmerey, für Heldentugenden erkläret und wahre Laster, durch spitzfündige Ausnahmen von den Gesetzen, durch eigenmächtige, willkührliche Deutungen oder Vorbehalt, wegvernünftelt. Und so ist denn die Rechtfertigung, und wohl gar Lobrede auf uns selber, bald fertig; bey der die Eigenliebe allemal ihre Rechnung findet. So tritt dann der Sünder, an eben dem Tage, an dem er seine Brüder hintergangen, um ihren guten Namen, oder einen Theil ihres Vermögens, gebracht, oder die Unschuld verführet und reine Seelen durch sein Beyspiel geärgert, oder durch seine feineren Ränke die Rechte anderer geschmälert und tausend Thränen erpresset und tausend Seufzer über seine Ungerechtigkeit und Menschenfeindlichkeit auf sich geladen hat, mit frecher Stirne hin vor den Thron des Allgerechten und Allweisen und danket ihm: „daß er nicht ist, wie andre Leute.“ Und o! möcht' es Uebertreibung seyn, wen ich fürchte: daß von hundert Gebeten, die am Abend eines Tages zum Himmel abgeschickt werden, kaum zehen etwas anderes sind, als das Gebet des Pharisäers im Texte!

Aber so ist denn auch die Folge einer solchen Beurtheilung unser selber die nemliche, als bey ihm. „Dieser — schließt der Erlöser, nachdem er den

„busfer-

bußfertigen Zöllner gegenüber gestellet hat, — „dieser gieng hinab gerechtfertiget in sein Haus vor „jenem. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird „erniedriget werden, und wer sich selbst erniedri„get, der wird erhöhet werden.“ Hier nennt er eine zweyfache Folge dieses Verhaltens: eine natürliche, und eine besonders von Gott verhängte.

Was ist natürlicher, als daß der also von sich selber betrogene eine allzuhohe Meinung von sich bekömmt, daß er andre neben sich verachtet und dafür, zur Vergeltung, von ihnen wieder erniedriget, in seiner Blösse dargestellet, und empfindlich gedemüthigt wird? Was ist natürlicher, als daß er sich selber erniedriget? Wie sehr er auch hierbey zu gewinnen wähnet, so ist doch dieser Gewinn wahrer Verlust. Er erniedrigt sich ja schon dadurch, daß er es für desondre Ehre hält, kein Dieb oder Mörder zu seyn; schon durch das stillschweigende Bekenntnis, daß er, um gut von sich zu denken, sich hauptsächlich den Mangel von Lastern hoch anschlagen muß; schon durch die verworrenen, einem durchs Evangelium Jesu erleuchteten, äusserst unanständigen Begriffe von Tugend. Noch mehr aber erniedrigt er sich selber, indem er, durch die hohe Vorstellung von seiner Vollkommenheit verleitet, es für unnöthig hält, an seiner Besserung zu arbeiten, „fortzufahren „mit der Heiligung in der Furcht Gottes.“ Trauriger Zustand eines Menschen, der, vom Taumelkelch der Eitelkeit berauscht, in Sicherheit dahin lebt!

lebt! Er kan nicht nur nicht besser werden, nicht, von Nacheiferung erhabner Tugendmuster angespornt, mit verstärktem Feuer die Leiter der Vollkommenheit hinansteigen und sich für die Ewigkeit bilden, sondern er wird sogar von Tag zu Tage schlimmer, träger in der Ausübung der Tugenden, sicherer gegen die, ihn stets umringenden, Versuchungen zum Laster. Gewohnt selbst seine Vergehungen gering zu achten, oder gar zu Tugenden zu erheben, bleibt er taub gegen den Ruf des Gewissens; und, alle, noch so treffende Ermahnungen aus dem Worte der Wahrheit dringen nicht in sein Herz, weil er sie nur auf andere, nicht aber auf sich selber anwendet. Indem er sich also selber zu erhöhen glaubt, wird er wahrhaftigt erniedrigt.

Er wird es um so sicherer, da er Gott selber desto mehr zur Beschämung und Strafe wider sich reitzet, je mehr stolzen Trotz er bey seiner Entfernung von ihm beweiset. „Gott widerstehet dem „Hoffärtigen, dem Demüthigen aber gibt er Gna„de.“ Wie kan der Allweise ihm vergeben, wenn er seine Vergehungen nicht einmal erkennet, geschweige bereuet und ableget? wenn er ihm mit kühner Selbstgenügsamkeit sogar danket! „daß er nicht ist, wie andre Leute?“ Er gehe noch so oft in den Tempel zu beten; niemals geht er, wie der Heiland spricht, „gerechtfertigt hinab in sein „Haus.“ Sein Gebet selber ist frevelnde Beleidigung der Gottheit; und weil ers nicht besser will,

so wird auch diese ihn einst noch vor den versammelten Engeln und Menschen beschämen und erniedrigen. Auch auf diese Verwerfung vom Antlitze des Richters in den Wolken zielt Jesus mit den Worten: „Wer sich selbst erhöhet, der wird „erniedriget werden.“

Aber wer gegentheils, gleich dem Zöllner, sich unpartheyisch beurtheilt, sieht auch, gleich ihm seine Schwächen und Mängel, beklaget sie, wünscht ihrer los zu werden, arbeitet an seiner Sinnesänderung und versichert sich sowohl der gnädigen Vergebung seiner Sünden, als des Beystandes Gottes, um seine Seeligkeit mit Ernst zu schaffen. „Er „geht gerechtfertigt hinab in sein Haus.“ Da er „sich selber erniedriget hat, wird er erhöhet wer„den;“ erhöhet durch die Beruhigung seines Gewissens; erhöhet durch das ermunternde Bewußtseyn, die erhebende Gewisheit, des Beyfalls nicht nur der Rechtschaffenen und Edeln in der Welt, sondern auch Gottes selbst; erhöhet durch die täglich wachsende Fertigkeit in guten, seines himmlischen Berufes würdigen Gesinnungen und Handlungen; erhöhet endlich durch die entscheidende Stimme des weisesten Kenners und gütigsten Belohners wahrer Verdienste: „Du frommer und getreuer Knecht! „Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will „dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn „Freude!“ erhöhet also in der Zeit, erhöhet in der Ewigkeit! Amen.

XIII.

Am

XIII. Sonntag nach Trinit.

Ueber den gewöhnlichen

Evangelientext.

Am XIII. Sonntage nach Trin.

Man muß es zur Ehre unseres Zeitalters gestehen, Andächtige! daß es reich an Beyspielen der Menschenliebe ist und wenigstens in diesem Stücke gewis die guten Wirkungen der zunehmenden Aufklärung zeiget. Man liest nicht nur häufig in öffentlichen Blättern einzelne Beyspiele von Grossen der Erde, die Geburt und Rang, Purpur und Kronen nicht abhielten, im unglücklichen Unterthan ihren Bruder zu finden. Man sieht nicht nur mit eignen Augen, nicht ohne Rührung und Dank gegen die Fürsehung, wie sie ihr Vergnügen darinnen suchen und ihre irrdische Grösse dazu anwenden, im Einzelnen Wohlthäter der Geringen zu werden, bald ihre Leiden, bald ihre Freuden zu theilen, die einen zu vermindern, die andern zu vermehren. Sondern auch im Grossen, in den allgemeinen öffentlichen Anstalten und Verfügungen läßt sich der seegnende Einfluß

und die immer grössere Ausbreitung der Menschenliebe bemerken. Unsere Schulen fangen an, durch die Vorschläge einsichtsvoller, von der Grosmuth erhabener Menschenfreunde unterstützter Männer und durch die eben so weisen als gnädigen Vorkehrungen der Regenten, Pflanzstätte künftiger Priester der Weisheit und Tugend zu werden, und den Namen menschenfreundlicher Anstalten zu verdienen, wenn sie auch nicht allemal damit prahlen. Taube und Stumme lernen durch die Erfindsamkeit und Grosmuth fleißiger und mächtiger Menschenfreunde den Mangel eines Sinnes vergessen. Die Gerechtigkeit verurtheilt die Unschuld nicht mehr auf ein, durch unmenschliche Pein vom Henker erzwungnes Geständnis und ist nicht mehr so fertig Menschenblut zu vergiessen; und mit grösserm Ernste wird das hundertköpfichte und hundertnamichte Ungeheuer, Schikane, in seinen innersten Schlupfwinkeln aufgesucht und gebändigt. Unsere Kriege werden auf eine minder grausame Art geführt und selbst ihre fürchterlichsten Zurüstungen dienen dazu die Anzahl der Menschenopfer zu verringern. In Gegenden, wo sonst der Landmann schon durch den schrecklichen Gedanken, als leibeigener Knecht gebohren zu seyn, muthlos gemacht ward, athmet er itzt Freyheit, dünkt sich mehr Mensch, als sonst, zu seyn, und arbeitet mit Munterkeit und regem Fleisse; steigen itzt brünstige Gebete zum Himmel fürs Wohl des Fürsten oder des Edeln, der seinem Adel mehr Glanz

gab,

gab, als er von ihm erhalten konnte, indem er seinen Unterthan wiedergab, was er von Gott erhalten und nicht verwirkt, sondern Tyranney ihm geraubt hatte —— die Freyheit!

Indessen wird freylich der aufmerksame Beobachter zuweilen aus seinen angenehmen Vorstellungen hiervon, wie aus einem süssen Traume aufgestöhret, wenn er manche hochberühmte Handlungen der Wohlthätigkeit näher betrachtet, sie mit den übrigen Handlungen eben derselben Personen vergleichet und ihren wahren Absichten und Triebfedern nachspühret. Da finden sich oft die seltsamsten Widersprüche, die unerklärlichsten Räthsel. Da scheinen oft die Begriffe von Menschenliebe sehr willkührlich, bald weiter bald enger, und oft in einer und eben derselben Person ganz verschieden zu seyn. Da schwindet oft die hohe Menschenliebe in kalte Politik oder fühllosen Eigennutz zusammen. Da zeigt sich die hohe Tugend des vermeinten Menschenfreundes oft in ihrer wahren Gestalt, als blos natürliches Mitgefühl oder Zartheit der Nerven, oder Schwärmerey, Nachahmungssucht, Geist der Mode. Unter Heiden, die etwa nur wenig richtige Religionsbegriffe, und diese nur schwankend hätten, liessen sich solche Verschiedenheiten und Widersprüche noch eher begreifen und entschuldigen. Aber bey Christen kan wenigstens der Mangel an Deutlichkeit und Kraft ihrer Religionsvorschriften gewis

die Schuld nicht haben. Denn diese bestimmen nicht nur die Vorstellungen von Menschenliebe sehr genau, sondern geben auch dieser Tugend den festesten, sichersten Grund. Hiervon könnten wir uns, wenn es noch einigem Zweifel unterworfen wäre, schon aus dem auf heute fallenden Evangelientexte überzeugen, den wir nun, zu unserer Befestigung in Gott gefälliger Gesinnung, näher erwägen wollen, wenn wir uns dazu mit Gebete werden bereitet haben. V. U.

Text.

Luk. 10, 23. — 37.

Und er wandte sich zu seinen Jüngern, und sprach insonderheit: Seelig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Denn ich sage euch: Viel Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und habens nicht gesehen: und hören, das ihr höret, und habens nicht gehöret. Und siehe, da stund ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Er aber sprach zu ihm: Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie liesest du? Er antwortete, und

sprach: Du sollt Gott, deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, und von ganzem Gemüthe; und deinen Nächsten als dich selbst. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; thue das, so wirst du leben. Er aber wollte sich selbst rechtfertigen, und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da antwortete Jesus, und sprach: Es war ein Mensch, der gieng von Jerusalem hinab gen Jericho, und fiel unter die Mörder, die zogen ihn aus, und schlugen ihn, und giengen davon, und liessen ihn halbtodt liegen. Es begab sich aber ohngefehr, daß ein Priester dieselbe Strasse hinabzog; und da er ihn sahe, gieng er vorüber. Desselbigen gleichen auch ein Levit, da er kam bey die Stätte, und sahe ihn, gieng er vorüber. Ein Samariter aber reisete, und kam dahin, und da er ihn sahe, jammerte ihn sein, gieng zu ihm, verband ihm seine Wunden, und goß drein Oel und Wein, und hub ihn auf sein Thier, und führete ihn in die Herberge, und pflegte sein. Des andern Tages reisete er, und zog heraus zween Groschen

schen, und gab sie dem Wirth, und sprach zu ihm: Pflege sein; und so du was mehr wirst darthun, will ich dirs bezahlen, wenn ich wieder komme. Welcher dünket dich, der unter diesen dreyen der Nächste sey gewesen, dem, der unter die Mörder gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit am ihm thät. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin, und thue desgleichen.

Wenn wir diesem Abschnitte der Erzählung Lukas eine Ueberschrift geben sollten, A. so wäre wohl kaum eine schicklicher und dem Innhalte angemessener, als die:

Der wahre Menschenfreund.

Ihn wollen wir denn auch itzt, um unsern Text wohl zu nützen, zum Gegenstand unserer Betrachtung machen. Der Heiland schildert ihn

1) nach dem Umfange oder der Ausdehnung seiner Menschenliebe,

2) nach ihrem Grunde.

Beyde Stücke werden denn auch itzt unser Nachdenken nicht ohne Nutzen beschäftigen. Gott gebe uns dazu seinen Seegen! Amen.

Die

Die sonderbare Frage des Gesetzgelehrten: „Wer ist denn mein Nächster?„ erinnert uns an die bekannte Einschränkung, die die angesehensten jüdischen Lehrer dem Gesetze Gottes von der Nächstenliebe gaben, nach der sie alles, was nicht Israelite war, von den Ansprüchen auf diese Liebe ausschlossen. Nächstenliebe war ihnen nichts weiter, als ausschweifende Vaterlandsliebe. Diese selbstsüchtige Meinung hatte sich um so mehr ausgebreitet, da die ihnen, aus den weisesten Absichten von Gott befohlne, Absonderung von den übrigen Völkern den Unwissenden eine stillschweigende Billigung solcher Lieblosigkeit gegen sie zu seyn schien. Nach und nach hatte sich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen andere Völker und Religionsverwandte, die dem Hasse nicht unähnlich war und leicht in Haß ausbrach, so in den Geist der Nation verwebet, daß ein berühmter heidnischer Geschichtschreiber es als einen Hauptzug in dem Charakter der Jude angibt: daß sie alle andere Völkerschaften hasseten. Gleichwohl hätte ihnen ihre gesunde Vernunft schon sagen können: daß wir, mit dem Propheten zu reden, alle Einen Vater haben, von Einem Gotte geschaffen sind, daß wir nicht umsonst nach seinem Willen alle aus Einem Blute entsprossen sind, Einerley Natur haben, und in den wesentlichen Vorzügen einander gleich sind. Ja, selbst das Gesetz Mosis, welches sie so misverstunden, war dieser Ein-

schränkung der Menschenliebe buchstäblich entgegen. Sowohl im 3. als 5. B. Mosis wird der Befehl zur Nächstenliebe ausdrücklich und ausführlich auch auf die Fremdlinge ausgedehnet. „Wenn ein Fremdling bey dir ist, heißt es im „19. Kap. des 3. Buches, so soll er bey dir woh„nen, wie ein Einheimischer und sollst ihn lieben, „wie dich selbst;“ und im 10. Kap. des 5. B. spricht Moses: „Der Herr euer Gott ist ein Gott „aller Götter und Herr über alle Herren, der „keine Person achtet und kein Geschenk nimmt „und schaffet Recht den Waisen und Wittwen „und hat die Fremlinge lieb; darum sollt ihr auch „die Fremdlinge lieben; denn ihr sey auch Fremd„linge gewesen im Egyptenland.“ Solche klare Stellen wußten diese Ausleger zu misdeuten, weil ihrem gehässigen, feindseeligen Herzen damit gedienet war.

So sind sich die Menschen zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen ähnlich. So schläfern noch immer zuweilen ihre Begierden die Vernunft ein, daß sie mit sehenden Augen nicht sehen, was sie nicht sehen wollen. So müssen sich noch oft auch in unsern Zeiten die Gesetze drehen und deuten lassen, wie es der Vortheil oder die Laune des Erklärers erheischet; So wird oft von den Gottesgelehrten aus Neuerungssucht oder falschem Ehrgeitz oder andern unanständigen Absichten in die Bibel hinein und aus ihr heraus erklärt,

klärt, was sie wollen. So bildet sich mancher Christ, troz allen Aussprüchen des Evangeliums Jesu, ein Christenthum nach seinen Lüsten, vernünftelt Pflichten hinweg, vermindert die Zahl der Verbote und erhebet einige geringe gute Thaten, die oft nur Wirkungen seines Temperamentes oder Eigennuzes sind, zum höchsten Range der Tugend, um seinen Begierden den Lauf lassen und sich doch mit den Vortheilen der Religion schmeicheln zu können.

Den Schriftgelehrten im Texte überzeugte Jesus durch sein eigenes Gefühl: daß er die Wahrheit in diesem Stücke wohl wußte. Der Menschenfreund, von dem er ihm ein Gleichnis erzählte, erwies die Barmherzigkeit nicht seinem Freunde, nicht einmal einem von seiner Religionsparthey. Er selber war ein Samariter, dessen Volk Gott auf eine andere Weise, als die Juden, verehrte und der nnter die Mörder gefallene, war ein Israelite, also nicht sein Glaubensbruder, sondern vielmehr sein Todfeind, wie es alle Israeliten von den Samaritern waren. Gleichwohl erzeigte er ihm eine Barmherzigkeit, die selbst ein Pharisäer loben und bewundern mußte. Und loben und bewundern müssen auch wir, wenn wir Gefühl haben, diese edle Handlung. Aber denn also auch mit dem Schriftgelehrten gestehen: daß der wahre Menschenfreund eine allgemeine Menschenliebe übet. Nach Jesu Sittenlehre, hat nicht

nur unser Freund, oder Blutsverwandte, nicht nur unser Landsmann oder Glaubensgenoß, sondern jeder Mensch, als Mensch, gerechten Anspruch an unsre Liebe. Sey er unser Mitwerber um Ehre und Glück; sey er unser Feind, der auf unser Verderben umgehet; sey er von welcher Religionsparthey er wolle: Muhamedaner, Jude, Heide oder Christ; scheine er noch so sehr, selbst Gottesfeind zu seyn; wenn er nur Menschennatur hat, so sind wir schuldig, ihn aufrichtig und herzlich zu lieben. So liebte der Samariter seinen unglücklichen Feind, und: gehe hin, sprach Jesus zu dem dieses billigenden Gesetzgelehrten, „gehe hin und thue desgleichen!“

Eben dieses Bild eines wahren Menschenfreundes, welches der Heiland uns in dieser Erzählung entwarf; zeiget uns ferner: daß wir, um diesen ruhmvollen Namen zu verdienen, nicht blos mit Worten oder Geberden, sondern auch mit der That Menschenliebe üben müssen. Immer viel von dieser Tugend reden, wie etwa der kaltherzige Priester und Levit auch thaten und heut zu Tage alle Denker und Halbdenker, die die Modesprache wissen, und alle die sich, obgleich oft unberufen zu Predigern der Weisheit und Tugend aufwerfen, noch thun; einen Unglücklichen bemitleiden; ihm etwa eine Thräne widmen, oder einen Seegenswunsch zuseufzen, wo wir ihm helfen könnten; das ist nicht die Menschenliebe, die Jesus

sus befiehlt. Den Samariter jammerte der Halbtodte nicht nur, sondern er gieng auch zu ihm, verband und linderte seine brennenden Wunden, setzte ihn „ auf sein Thier, führte ihn in die Her„berge und pflegte sein, gab dem Wirth zween „Groschen und sprach zu ihm: Pflege sein, und „so du was mehr wirst darthun, will ich dirs be„zahlen, wenn ich wiederkomme.“

Nach dieser Beschreibung war seine Menschenliebe aber auch eben so grosmüthig, als thätig. Er opferte einen Theil seiner Gemächlichkeit, seiner Zeit, seines Vermögens auf und wagte sogar seine Gesundheit und sein Leben. Der Unglückliche bekam seinen Platz auf dem Thier und sein Erretter gieng zu Fusse neben ihm her. Er brach sich von seiner Zeit ab, um den Elenden in Verpflegung zu bringen, nnd erst des anderen Tages verließ er ihn, weil seine Geschäfte ihn nöthigten. Er wandte Oel und Wein und Geld zu seiner Verpflegung auf und war erbötig, noch in der Folge so viel für ihn zu bezahlen, als zur Wiederherstellung seiner Gesundheit erforderlich seyn würde. Die Gefahr einer langsamen Reise mit einem Kranken, durch eine wegen Räubereyen und Todtschlag berüchtigte Einöde, zu einer Zeit, da ihn eben das Beyspiel des unter die Mörder gefallenen, die vielleicht noch in der Nähe waren, hätte abschrecken können, war nicht vermögend, ihn dahin zu bringen, diesem Hülfsbe-

dürftigen seinen Beystand zu versagen, nicht weil er aus Verwegenheit an die Gefahr nicht dachte, oder sein Leben gering schätzte, sondern weil er gewohnt war, beym Anblick eines Unglücklichen sich selber zu vergessen und nur auf Hülfe zu denken. —— So handelt der wahre Menschenfreund. Gern opfert er zuweilen zum Besten seiner Nebenmenschen einige eigene Vortheile und Bequemlichkeiten auf. Er hilft dem Bedrängten nicht zur Hälfte, weil Kargheit ihn abhält, das schöne Werk zu vollenden, und schätzt sich hinlänglich durch das hohe Vergnügen belohnt, Kummer und Sorgen, diese tödenden Peiniger der Seele, oder Jammer und Schmerzen von dem leidenden Bruder entfernt zu haben. Er ist wohl gar im Stande, mit bewundernswürdigem Edelmuth, selbst erlaubte und wohlverdiente Belohnungen auszuschlagen, weil er Wohlthun für Pflicht hält und pflichtmässige Handlungen dieser Art sich nicht bezahlen läßt; und wählt er sich denn ja eine Belohnung, so ist es die feinere: den frohen Ausbruch der Freude des Geretteten zu hören, seinen freudebethränten Dank zu Gott zu vernehmen, der seinem Ohre willkommener ist, als Saitenspiel und Jubel der gedankenlosen Menge. Ja, wann der seltene Fall sich ereignet, daß das Wohl des Staates, das Beste vieler Menschen, besonders die Wohlfarth ihrer Seelen, es erfodert, ist er auch bereit, sein Leben selbst dran zu setzen.

Bey

Bey alle dem wär' er aber noch immer kein Menschenfreund, nach dem ihm von Jesu vorgezeichneten Bilde, wenn er diese Menschenliebe nicht mit Weisheit ordnete und übte. Der Samariter hätte den nothleidenden Juden immer in sein Gebet einschliessen oder ihm ein ansehnlich Stück Geld zuwerfen mögen; wenn er ihn nicht auf die im Evangelium angezeigte Art berathen hätte, wär' er vielleicht auf dem Wege verschmachtet, oder an seinen blutenden Wunden gestorben. Oder hätt' er ihn, nachdem er verbunden gewesen wäre, in der Wüste liegen lassen, so wär' er vielleicht noch einmal der Bosheit der Menschen, wäre dem Grimm wilder Thiere und dem Ungestüm der Witterung ausgesetzt gewesen. Allein er sorgte gerade so für ihn, als dessen Bedürfnisse erheischten und sein eigenes Vermögen gestattete. So bald er aber das Nothwendigste besorgt hatte, ließ er sich nicht weiter abhalten, seine Reise fortzusetzen und trieb die Grosmuth nicht bis zur Verschwendung oder Versäumnis seines Berufes und seiner übrigen Pflichten. Und so ward er auch **dadurch** Muster eines wahren Menschenfreundes. Dieser erzeigt seine Liebe auf die wirksamste Art, nicht blos durch ein Geldallmosen, sondern nach dem jedesmaligen Bedürfnis des Leidenden und eigenem Vermögen, bald durch kräftigen Trost und klugen Rath, bald durch Fürsprache und Empfehlung bey den Gewaltigen, die man gnädige Herren nennet, bald durch seine

Einsichten, Talente, Fleis, bald durch das Ansehen oder die Macht, die ihm sein Stand und Rang geben. Bald tröstet er die händeringende Wittwe; bald hilft er dem Armen zum Recht; bald rettet er die bedrängte Unschuld aus den Klauen ihres Verfolgers; bald trägt er zur Erziehung hülfloser Waisen bey; bald hilft er in veruneinigten Familien wieder Frieden stiften; bald hebt er den schuldlossinkenden, oder setzet den emsigen Fleis in Bewegung, durch ein Darlehn ohne Wucher, oder durch Erlassung eines Theils seiner Schuld und Nachsicht mit dem übrigen. Ueberall sucht er auf seinem Wege zum Himmel, Wohlfarth und Zufriedenheit um sich her zu verbreiten. Aber er hält auch selbst im Wohlthun Ordnung, daß er sich nicht durch zu grosse Freygebigkeit gegen den einen, ausser Stande setze, dem andern zu dienen; daß er nicht den Müssiggänger durch ein vermeintes Allmosen in der Trägheit bestärke; daß er nicht die Seinigen ins Elend stürze, indem er Fremden hilft; daß er nicht aus eingebildeter Menschlichkeit, oder von einer heuchlerischen Thräne des Bösewichts erweicht, das Laster ungestraft lasse und dadurch zu neuen Verbrechen Anlaß gebe. Er widmet zwar allen Menschen Liebe, aber nicht allen auf gleiche Art mit gleicher Zärtlichkeit. So gern er allen Menschen alles gute gönnet und erzeiget und von Gott erbittet, so umfaßt er doch mit vorzüglicherer wärmerer Liebe und Sorgfalt diejenigen, welche

Gott

Gott selber durch die Bande des Blutes und der Freundschaft oder der Grosmuth und Wohlthätigkeit näher mit vereinigt und ihm zu besonderer Liebe in seinem Worte empfohlen hat. Fähig zwar, nach Johannis Ermahnung, sein Leben für die Brüder zu lassen, schätzt er es doch nicht so gering, es ohne Noth, ohne erheblichen Nutzen, oder gar dann zu wagen, wann er wissen kan, daß sein früherer Tod vielen schädlich seyn werde; sondern wahre Menschenliebe treibet ihn an, selbst da noch zum Nutzen anderer leben zu wollen und Gram und Sorgen zu bestreiten, wo sein Leben ihm selber zur Last wird.

Wo ist, fraget vielleicht hier mancher Pharisäer unserer Tage, wo ist dieser wahre Menschenfreund? Kan ein Sterblicher zu dieser Höhe der Tugend gelangen? —— Eine Frage, die in dem Munde eines Christen nicht weniger tadelnswerth wäre, als die Frage: Wer ist mein Nächster? es in dem Munde eines Gesetzgelehrten des ersten Jahrhunderts war. Denn der Christ kan und muß es wissen: auf welchem felsenfesten Grunde unsere Menschenliebe gebauet ist, wenn wir der Anweisung des größten Menschenfreundes Jesu Christi folgen.

Wäre freylich unsere Menschenliebe blos natürliches Mitgefühl, blinder Trieb der Natur, der ohne höhere Leitung von Gott erleuchteter Ver-

 nunft,

nunft, bald zu weit führt, bald von andern Trieben überwältiget wird; wäre sie blos prahlerische Empfindsamkeit oder Weichlichkeit, die Modeseuche unserer Zeit, der man den Namen und Anstrich der erhabensten Tugend zu geben für gut findet, ob sie gleich mit den gröbsten Lastern bestehen kan, und oft selber zu ihnen führet; wäre sie blos die Frucht unsers Eigennutzes, liebten wir blos uns selber in andern und dienten ihnen, damit sie geneigt würden, uns wieder zu dienen; dann würden wir uns allerdings schwerlich durch sie, zu jener lichten Höhe erheben können, auf der der wahre Menschenfreund, nach Jesu Befehl und Muster, Gott verherrlicht und ihm immer ähnlicher wird. Dann würden nur diejenigen sich Hoffnung machen können, unser Herz für sich zu öfnen, die es durch gleisnerische Stimme und Geberden, oder durch Künste der Wohlredenheit zu rühren wüßten. Dann würden wir oft, wann Wollust oder Ehrgeitz oder Gelddurst den blinden Trieb des Mitgefühles schwächten, ihm gerade entgegen handeln. Dann würden wir, Menschenfreunde von gemeinen Schlage, beym Lesen einer rührenden Erdichtung weinen und in der wirklichen Welt andern durch unsere Härte Thränen erpressen; oder durch Nachsicht gegen die einen, die unsern Nerven zuerst eine gewisse Spannung gegeben, ungerecht gegen die andern werden; oder wir würden, mit allzureitzbaren Herzen, ein Spiel unserer Sinne und unserer glühenden

henden Einbildungskraft, oft von Betrügern, oft von uns selber getäuscht, unser Leben mehrentheils bald in Wollust und Ueppigkeit, bald in unmännlicheu Klagen und Trübsinn und romanhaften Entwürfen unthätig verschleudern, statt es unserm Berufe, dem Dienste der Welt und der Verherrlichung Gottes zu widmen. Dann würden wir nur so lang menschenfreundlich denken und handeln, als es unser gegenwärtiger Vortheil erheischte; aber um eben dieses Vortheils willen öfter noch andere anfeinden, beneiden, lästern, verunglimpfen, verfolgen; würden oft heute einem Menschen um seines Ansehens, seiner Brauchbarkeit willen, feine Höflichkeiten erweisen, und morgen, wann er sich in andern Verbindungen oder tiefer unter uns befände, nichts mehr achten, und wohl gar ihm schaden, wenn wir uns dadurch heben könnten. Heute würden wir aus Ruhmsucht, mit allen Mächten der Redekunst Verfechter der Tugend seyn und in glänzenden Schriften Duldung predigen, und morgen aus gleicher Ruhmsucht den nemlichen Witz zur Verfertigung schlüpfriger, Geist und Herz verderbender Schriften oder zur Lästerung des Heiligsten, was ganze Völker haben, anwenden. Gegen einen würden wir grosmüthig, freygebig, dienstfertig, mitleidig seyn, und dafür gegen zehen andere hochmüthig, rachsüchtig, geizig, neidisch, verläumderisch, betriegerisch, kurz menschenfeindlich. Das uns zu unsern Absichten be-

hülfliche Laster würden wir erheben, daß es, zu höhern Ehren aufgeschwungen, uns mächtiger beystehen könne; und das hohe, entschiedene Verdienst, das wir beneideten und hasseten, die schüchterne Tugend, vor der wir uns schämen und fürchten müßten, würden wir, als Eiferer für die Rechtglaubigkeit, zum Feuer verdammen. Vertraue sich solchen selbstsüchtigen, oder weichlichen, oder natürlich gutherzigen Menschenfreunden wer da will! Immer wird der Vorsichtige Ursache haben, in die Herzlichkeit und Beständigkeit ihres Wohlwollens einiges Mistrauen zu setzen. Immer müssen sie selber gestehen, daß ihre Liebe gegen uns eigentlich gar keinen Dank, keine Erwiederung verdienet, entweder blos Temperament, oder Naturtrieb, oder Schwärmerey oder Schmeicheley und eigennützige Verstellung ist.

Aber auf so schwachen Gründen ruhet die königliche Tugend des Christen nicht. Unser Text erinnert uns an drey derselben, die, jeder für sich, schon stark sind, aber vollends vereinigt, der Versuchung zur Lieblosigkeit sicher Trotz bieten können.

Nach ihm, sind, wie wir vorhin erwogen haben, alle Menschen unsre Nächsten. Wir sollen sie also alle, als Geschöpfe betrachten, die uns **näher** als die übrigen alle angehen; als Wesen unserer Natur, die, mit uns aus gleichem Blute entsprossen, mit gleichen Anlagen,

Fähig-

Fähigkeiten und Vorzügen vor den übrigen Thieren begabt, ein Recht auf unsere nähere Zuneigung haben. Sie alle, sind immer unsere Blutsverwandte und schon in so fern durch ein enges Band mit uns verknüpfet. Noch näher aber dadurch, daß von der Eintracht der Menschen und ihrer gegenseitigen Hülfleistung ihr Wohl auf Erden abhängt. Dies lehret sie: daß sie bestimmt sind, einander zu lieben, um sich gemeinschaftlich das Leben erträglich zu machen, und jeder seinen eigenen Nutzen im Besten des Ganzen zu finden.

Noch stärker kan nns zu dieser Menschenliebe die Erkenntnis des Werthes der Menschen antreiben. Wenn wir jemand lieben sollen, muß er etwas liebenswürdiges an sich haben. Die Lehre Jesu befiehlt daher nicht nur eine allgemeine Liebe der Menschen, sondern zeigt uns auch die Vorzüge ihrer Natur. Jeder Mensch ist nach ihr nicht nur unser Blutsverwandte, sondern auch nach Gottes Bild gemacht, durch Vernunft, Bildung des Leibes und der Seele, von Gott auf die oberste Sprosse der Leiter aller Erdengeschöpfe gestellt und sein Statthalter auf Erden zu seyn bestimmet. Durch Jesu Blut, das Blut des Sohnes Gottes, erkauft, ein Glied des Leibes, wovon Jesus Christus das Haupt ist, Gottes Freund und Kind zu seyn und einst namenloses Heil in der Ewigkeit mit uns zu erben bestimmt. Als

solche betrachtet sie der wahre Menschenfreund, und da er dieses an dem Heiden, wie an dem Christen, an dem Frommen, wie an dem Bösewicht findet, so hat er immer bey allen ohne Ausnahme Bewegungsgrund genug, sie zu achten und zu lieben.

Der stärkste und festeste Grund aller Menschenliebe aber ist Liebe zu Gott. Der Heiland verbindet beyde Arten der Liebe aufs genaueste, wenn er im Texte spricht: Du sollt lieben Gott deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, und von ganzem Gemüthe, und deinen Nächstrn als dich selbst. Und beyde sind auch ihrer Natur nach, unzertrennlich verbunden. Nichts kan uns in allen Umständen und Lagen des Lebens mehr zur Menschenliebe und zwar zu ganz uneigennützigen, aufrichtiger, herzlicher, thätiger Menschenliebe entflammen, als Liebe zu Gott, so bald wir wissen: daß Gott die Menschen liebet; daß wir in ihnen die sichtbaren Bilder Gottes lieben; daß wir ihm dem Unsichtbaren und Allseeligen, der unser nicht bedarf, unsre Liebe auf keine andere Weise, als in seinen Menschen beweisen können; daß, wie sein Apostel spricht, derjenige, welcher seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, Gott nicht lieben könne, den er nicht siehet; daß er selber erkläret hat: er wolle jeden unserm Nächsten erwiesenen, auch noch so geringen Dienst ansehen, als hätten wir ihn ihm selber

erzeigt; daß wir also in jedem Menschen Gott selber, die höchste Güte, lieben, und in jedem, den wir hassen, Gott selber beleidigen. Der wahre Menschenfreund ist es also hauptsächlich darum, weil er ein Verehrer Gottes ist und ihn von ganzem, ungetheilten, aufrichtigen Herzen liebet, welches er nicht könnte, wenn er dessen Lieblinge, die Menschen haßte; und dies gibt seiner Menschenliebe Kraft und Festigkeit.

„So gehe hin und thue desgleichen,“ sprach Jesus zu den Schriftgelehrten im Texte, und damit heute zu uns allen. „So gehet hin und thut „desgleichen.“ Schmeichelt euch nicht sogleich mit der hohen Meinung, Menschenfreunde zu seyn, wenn eine traurige Vorstellung eurem Auge leicht Thränen entlocket, oder wenn ihr einiges Allmosen gebet, sondern prüfet euch oft an dem Bilde des gutmüthigen Samariters! „Gehet hin und „thut desgleichen.“ Machet keine Ausnahmen in der Uebung der glänzendsten Christentugend, der Menschenliebe! Der Name: Mensch, sey euch genug zum Anspruch an sie! Uebet sie nicht blos mit Worten, sondern mit der That! Nicht blos wann es euch leicht wird sie zu üben, sondern auch gegen eure Feinde, und, wann es euch auch keinen Vortheil, kein Lob bringen und von Niemand erkannt werden, ja selbst Gemächlichkeiten des Le-

bens kosten sollte! Uebet sie mit Treue, Beständigkeit und der Christen in allen Dingen geziemenden Klugheit! und um dies thun zu können: Liebet Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, und von ganzem Gemüthe!

O! seegnende Befehle! Wenn wir sie vollziehen, arbeiten wir an unsrer höchsten Ehre und unserm wahren Glücke; „Thue das, sprach unser Erretter zu dem Schriftgelehrten, thue das, so wirst du leben,“ so wirst du hier schon glücklich seyn, und einst auch das ewige Leben ererben, zu dem du den sichersten Weg zu wissen verlangtest. Der wahre Menschenfreund, so uneigennützig er ist, sorget doch durch seine Menschenliebe, ohne daran zu denken, für seinen Nutzen. Er verschafft sich durch sie die edelsten, seiner höheren Natur würdigsten Vergnügungen. Wie erweitert sich sein Herz bey den Gedanken: Traurige getröstet, Schmachtende erquicket, Kummervolle beruhigt, Unglücklichen ihr Elend erleichtert, Lasterhafte vom Abgrunde des Verderbens weggerissen, ihre Seele errettet und die Thräne des Jammers in eine Freudenthräne verwandelt zu haben! Alle Freuden seiner Nebenmenschen werden durch Theilnehmung des Herzens auch zu den seinigen. Er ist auch in andern glücklich und vervielfältigt so seine frohen Stunden und oft vergißt er über der Betrachtung der Wohlfarth anderer seinen eigenen

genen Kummer. Er neiget durch sein gütiges Betragen auch die Herzen seiner Nebenmenschen zu sich und gewinnet ihre Gegenliebe, die ihm sein Leben auf tausend Arten erträglich machet und versüsset. Nimmermehr konnte der unter die Mörder gefallene Jude nach seiner Genesung den Nationalhaß gegen den edeln Samariter fortsetzen, dem er nun sein Leben zu danken hatte. Wenn er menschliches Gefühl hatte, mußte er seinen Erretter lebenslang verehren, konnte er ihm nichts versagen, wodurch er ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen vermochte. Der wahre Menschenfreund arbeitet ferner an seinem eigenen Glück, weil aus seiner Liebe zu Gott und den Menschen alle wahre Tugenden quellen. So erlangt er denn immer mehr Fertigkeit in ihnen, je mehr er in jener Liebe zunimmt, und thut Gutes, weil er noch Zeit hat, noch im Vorbereitungs-Stande lebet, und wird „nicht müde um zu seiner Zeit „auch erndten zu können, ohne Aufhören.“ Er wird seinem Erlöser, dem höchsten Muster menschlicher Tugend, immer ähnlicher, der die Menschen „geliebet hat und sich selbst dargegeben für „sie, zur Gabe und Opfer, Gott zu einem süssen Geruch; „immer ähnlicher dem Wesen der Wesen, welches die Liebe selbst ist und sich für einen Freund und Vater der Menschen erklärt hat. Das heißt mit einem Worte: Er steigt durch die Gesinnung zum höchsten Gipfel irrdischer Ehre und Wohlfarth und bereitet sich durch

zu einem noch erhabenern Glücke jenseits des Grabes vor. Denn auch vor dem letzten, unser ewiges Schicksal unwiederruflich entscheidenden Gerichte, wird, nach des Richters eigener Vorherverkündigung, Menschenliebe den Ausschlag geben. Nach ihr wird er richten und die einen in die ewige Pein, die andern in die ewige Freude eingehen lassen. Und sie muß selbst die seelige Ruhe des Himmels und dessen Wonne vermehren, die sich ohne Menschenliebe gar nicht denken läßt, wo das höchste Glück der Begnadigten, ewige Liebe, ununterbrochene Eintracht, nie gestöhrter Friede seyn wird.

Ach! schämen müssen wir uns denn vor dir, selbstständige Liebe, wenn wir bisher dieses dem vornehmsten gleichgeschätzte Gebot kaltsinnig beobachtet haben. Oft dachten wir vielleicht, dich aufrichtig zu lieben, weil wir, von deinen Wohlthaten gerührt, dich mit Gebet und Danksagung verehrten, und doch beschlichen zuweilen unsere Seele Gedanken des Neides oder des Stolzes, oder wir waren hartherzig oder ungerecht gegen unsere Brüder; halfen nicht, oder nicht emsig genug, wo und so viel wir konnten, waren lässig in der Ausübung der Pflichten unsers Berufs, wodurch wir zum Wohl der menschlichen Gesellschaft beyzutragen uns anheischig gemacht hatten; schlossen vielleicht manchen von unserer Menschenliebe aus; weil er einen andern Stand vor der Welt oder andere Religionsbegriffe hatte, als wir; glaubten gute Christen zu seyn und fehlten in der Summe aller wahren Religion. Vergib uns diese Schuld, wie wir von nun an allen vergeben wollen, die sich an uns versündigen! Vergib sie uns um deines Sohnes willen und durchdringe uns ganz mit dem Geiste seiner Lehre, dem Geiste der Liebe und Sanftmuth, dem Geiste der Wohlthätigkeit und Langmuth! Liebe uns wieder, wie wir von nun an alle

lieben

lieben wollen, die nach deinem Bilde geschaffen sind, und dich in ihnen! Unterstütze uns in der Ausführung dieses Entschlusses und laß es uns nicht vergessen, daß wir unmöglich deine Freunde seyn können, wenn wir nicht auch wahre Menschenfreunde sind! Amen.

XIV.

Am Sonntage Lätare.

Ueber

Matth. 27, 1 — 5.

Am Sonntage Lätare.

Ein schöner Zug in dem Charakter Hiobs, A. ist gewis der Unmuth, mit dem er den Rath seines Weibes, sich selber das Leben zu nehmen, abwies. Dieser, sonst so glückliche, Mann war bis zum tiefsten Elende herabgesunken. Alles Unglück, das beynahe nur auf Sterbliche zusammenstürmen kan, hatte ihn Schlag auf Schlag betroffen. Nicht nur hatte Feindesschwerdt, und Flamme vom Himmel ihn aus dem reichsten Manne zum Bettler gemacht; sondern auch die zartesten Saiten seines Herzens wurden durch den schnellen Tod seiner Kinder zerrissen; und, damit nichts fehle, ihn zum Beyspiel eines äusserst beklagenswürdigen Sterblichen zu machen, ward er auch noch von der gräslichsten und tödlichsten aller Krankheiten befallen. Noch hielt er der Hand des Allmächtigen stille. Diese duldsame Unterwerfung schien seiner heftigern Gattin zu weit getriebene Frömmigkeit. Sie spottete seiner

Geduld,

Geduld, als wäre sie Aberglaube; oder als wär' es Feigheit, sich bey so grossem Unglück das Leben nicht nehmen. „Bleibst du," fragt sie, „noch „immer bey dem Dienst des einzigen Gottes? Du „siehst, was du davon hast! Gieb ihm gute Nacht „und stirb! Hast du doch die Macht in Händen, „dich, so bald du willst, aus diesem Abgrunde „heraus zu schwingen. Du darfst nur Muth „genug haben, sterben zu können. Was hält „dich auf, ein Leben zu verlassen, welches dir so „sehr zur Last ist? und eine ohnehin tödliche Krank„heit abzukürzen, da du doch weder dir noch der „Welt mehr etwas nützest; Seegne Gott! Nimm „Abschied von ihm und stirb!" Vielleicht möchte dieser Rath manchem seichten sogenannten Weltweisen, manchem Modeschwätzer oder empfindsamen Schwärmer unsers weichlichen Zeitalters und manchem blinden Verehrer berühmter Namen, nicht ungründlich scheinen. Hiobs männlicher Geist betrachtete ihn nun freylich ganz anders. „Du redest," sagt er, mit einem, sie zwar erniedrigenden, aber sein Vertrauen auf Gott und seinen Gehorsam gegen ihn, zu seinem Ruhme, verrathenden Unwillen, „du redest, wie die när„rischen Weiber reden." Dies ist die Sprache eines Weibes und eines gottlosen Weibes. Eines Weibes, nemlich in der entehrenden Bedeutung des Wortes, nach der es Feigheit und Unbeständigkeit ausdrücket. Nur, wer nicht Kraft genug in sich fühlet, den Willen Gottes auch in

bösen

bösen Tagen zu erfüllen; nur wer nicht stark genug ist, leben zu können, auch wenn er elend leben muß; nur wer seinen Grundsätzen nicht länger treu bleibet, als es seine Gemächlichkeit erlaubet; kan so unmännlich, so niederträchtig seyn, sterben zu wollen, um dem Schmerz zu entfliehen; aber auch eines thörichten und gottlosen Weibes. Denn Thorheit und ruchlose Gottesvergessenheit ists: sich, wenn keine besondere Pflicht es erheischet, bey vollem Gebrauch seines Verstandes, eigenmächtig selber das Leben nehmen.

So sehr diese Worte im Unmuth herausgestossen waren, so wird sie doch schwerlich jemand für übertrieben oder für einen blossen Ausbruch der Gemüthsbewegung, des Verdrusses oder des Zornes ansehen, der die unmittelbar darauf folgenden Worte, die den edelsten Grund seiner ausharrenden Standhaftigkeit im Leiden enthalten, mitliest: „Haben wir Gutes empfangen von Gott, „warum sollten wir das Böse nicht auch annehnehmen?" Und worinnen sollte auch das Uebertriebene liegen? Ist der Selbstmord etwa nicht nach richtigen Grundsätzen der Vernunft, und besonders nach den Offenbarungen Gottes in der Schrift, ein schimpfliches, ehrloses Beginnen? ein schwarzes Verbrechen?

Doch diese Frage verdient es, da auch ihre Bejahung so gar — o Schande für unsere Zei-

ten! — nun zuweilen in Zweifel gezogen wird, da man sie so gar hier und da von vermeintlich Klugen mit scheinbarem Witze verneinen höret, daß wir ihrer Beantwortung einmal eine eigene nähere Erwägung widmen. Hierzu wird uns ein Theil der Leidensgeschichte unsers Heilandes bequemere Gelegenheit geben, als irgend einer der ordentlichen Texte im Jahre anbeut. Gott verleihe uns Aufmerksamkeit zu hören, Unpartheylichkeit zu beurtheilen und Bereitwilligkeit auszuüben, was wir als Wahrheit erkannt haben, wenn wir ihn darum anrufen in dem vollkommensten Gebete. V. U.

Text.

Matth. 27, 1—5.

Des Morgens aber hielten alle Hohenpriester und die Aeltesten des Volks einen Rath über Jesum, daß sie ihn tödeten. Und bunden ihn, führeten ihn hin, und überantworteten ihn dem Landpfleger Pontio Pilato. Da das sahe Judas, der ihn verrathen hatte, daß er verdammet war zum Tode, gereuete es ihn und brachte herwieder die dreyßig Silberlinge den Hohenpriestern und den Aeltesten. Und sprach: Ich habe übel gethan,

than, daß ich unschuldig Blut verrathen habe. Sie sprachen: Was gehet uns das an? Da siehe du zu. Und er warf die Silberlinge in den Tempel, hub sich davon, gieng hin, und erhenkte sich selbst.

Hier haben wir also einen Helden, wie sie der Aberwitz unserer Zeiten vergöttert! Freylich war er ein Bösewicht, wie es denn, die Kranken, Unwissenden, Blödsinnigen und Unsinuigen ausgenommen, alle Selbstmörder sind. Aber um so eher wird er uns zu lehrreichen Betrachtungen

über den Selbstmord

Anlaß geben. Sein Beyspiel soll uns zeigen:

1) was Selbstmord ist;

2) welch ein schweres Verbrechen er ist;

3) wie die Menschen gemeiniglich zu ihm verleitet werden.

Vermehre denn, Geist der Heiligung auch durch diese Betrachtung unsern Abscheu vor allem, was du verabscheuest und unser kindliches Vertrauen auf die Fürsorge unsers himmlischen Vaters! Amen.

Man sollte es wohl nicht Selbstmord nennen, A. wenn ein Mensch von zerrütteter Einbildungskraft, oder schwarzem Blute, in einem Anfalle von Schwermuth, die eine Folge verdorbener Säfte seines Körpers oder unordentlicher Bewegung derselbigen ist, Hand an sich selber leget. Ist doch eine solche Selbstentleibung eben so wenig eine willkührlich freye Handlung, als die noch so strafbar lautenden Reden eines Kranken in der Fieberhitze. Nur dann könnte ihm eine Schuld beygelegt werden, wann er vorsetzlich und bey gutem Verstande alle Mittel seine Gesundheit zu verbessern und seinen Geist aufzuheitern verworfen hat; obgleich auch dieses schon eine Wirkung seiner Krankheit seyn kan. Und Krankheit verdient doch gewis nicht den Namen eines Verbrechens.

Noch weniger ist Selbstmord die edle Art der Aufopferung des Lebens, die unsere Religion gebeut, wann unser Leben nicht ohne Uebertretung eines höhern Gesetzes Gottes erhalten werden kan, oder wann unser Amt und Stand in der Welt es erfodert, oder wann das Leben unserer Nebenmenschen ein höheres Gut ist, als das unsrige. Haben wir doch den ausdrücklichen Befehl des Apostels: „Daran haben wir erkannt die Liebe, „daß er sein Leben für uns gelassen hat, und wir „sollen auch das Leben für die Brüder lassen.“

Aber

Aber wenn jemand, ohne solchen Befehl Gottes, etwas unternimmt oder unterläßt, das er nach Willkühr thun oder lassen kan, wovon er doch weiß, oder, wenn er will, wissen kan, daß er damit sein Leben verkürzen werde, dann verdient er den Namen eines Selbstmörders. Von der Art war die Unthat Judä, welche unser Text erzählt. Kein höheres Gesetz Gottes, keine Absicht auf ausgebreiteten Nutzen, den sein Tod stiften werde; nicht die Rettung einer Person, deren Leben für die Welt von sehr grosser Wichtigkeit war; auch nicht sein Amt und Stand verband ihn, sich selber das Leben zu nehmen. Niemand nöthigte ihn dazu. Es war blos eigene, bis zur Verzweiflung steigende Reue und Verdruß über sich selber, und er begieng diese Handlung offenbar mit dem wahren Entschlusse, in der eigentlichen Absicht, sich das Leben zu rauben. „Da „das sahe Judas, der ihn verrathen hatte, daß „er verdammt war zum Tode, gereuete es ihn, „und brachte herwieder die dreyßig Silberlinge, „den Hohenpriestern und den Aeltesten. Und „sprach: Ich habe übel gethan, daß ich unschul„dig Blut verrathen habe. Und er warf die Sil„berlinge in den Tempel, hub sich davon, gieng „hin und erhenkte sich selbst.“

Daß dies wahrer Selbstmord war, zieht wohl niemand in Zweifel, wie viel man auch übrigens zu seiner Entschuldigung beybringen mag.

Aber es gibt noch eine feinere Art dieses Lasters, und manche begehen es, ohne es glauben zu wollen, oder ohne es zu merken. Man kan nemlich sein Leben durch Unmässigkeit, Völlerey, Unzucht, Gähzorn und andere Gemüthsbewegungen, oder durch leichtsinnige Versäumnis der zur Erhaltung des Lebens nöthigen Bedürfnisse, abkürzen, bey denen man nicht so eigentlich die Absicht hat sich selber umzubringen. Allein, da man es weiß, oder doch wissen kan: daß dieses erfolgen werde, so ist es zwar eine feinere, mittelbarere Art, aber doch immer Selbstmord.

Und von diesem sowohl als von jenem gilt es: daß er ein schwarzes Verbrechen ist, schwarz, gräuelvoll in Gottes Augen, wenn ihn gleich ein Apostel Jesu Christi begieng. Der kürzeste Weg uns hievon zu überzeugen, ist, wenn wir den Selbstmord im Verhältnis gegen unsere Pflichten betrachten. Denn wenn wir nicht läugnen können: daß der Selbstmörder sich unmittelbar an dem Schöpfer, unmittelbar an den Menschen und unmittelbar an sich selber versündige, so werden wir auch nicht läugnen: daß er ein grober Verbrecher sey.

Kan man aber wohl sich fürs erste an dem Wesen der Wesen schrecklicher versündigen, als wann man weder Ehrfurcht vor ihm, noch Liebe, noch Vertrauen zu ihm heget und ihm mit fre-

velnder

velnder Hand in seine Rechte greift? Dies thut der Selbstmörder. Hätte er wahre Ehrfurcht, hätte er kindliche Liebe gegen den Urheber seines Daseyns, so würde er sich seinem Willen demuthsvoll unterwerfen, er möchte ihm Leiden auflegen, oder ihn mit Glück überhäuffen; so würde er nie den Gedanken fassen, daß er ihm zu viel auflege. Hätte er Ehrfurcht vor Gott, so würde er bedenken: daß Gott es ist, der ihm in jedem Augenblicke das Leben erhält, und es also nicht wagen, dieser Erhaltung, die ein offenbarer Befehl zu leben ist, vermessen entgegen zu streben; würde denken: daß Gott, wenn er seinen Tod nöthig fände, schon selber sprechen würde: „komm wieder Menschenkind!“ hätte er Ehrfurcht vor Gott, so würde er sich vor dem Gedanken entsetzen: daß derselbe unser Schicksal einem blinden Zufalle überlassen habe; würde sich aus Gründen der Vernunft und der geoffenbarten Religion überzeugen: daß Gott eine genaue Fürsehung über die Welt habe und sie mit Weisheit und Liebe regiere: daß kein Sperling ohne seinen Willen auf die Erde falle; ja, daß er besonders über das Leben und Sterben der Menschen wache, Ziel gesetzt und zuvorversehen habe: wie lange die Menschen auf dem Erdboden wohnen sollen; und uns daher nicht nur den Trieb zur Erhaltung desselben eingepflanzt habe, sondern auch die genaueste Ordnung in der Zahl der auf der Erde lebenden Menschen halte; — eine Wahrheit, die so unumstößlich erwiesen

ist, daß man eben sowohl an seinem eigenen Daseyn, als an ihr, zweifeln könnte; — so würde er mit Händen greifen, daß es Verachtung der Weisheit Gottes ist, dieses Leben gering schätzen, und Eingrif in seine Majestätsrechte, es gewaltsam abkürzen; daß der Mensch sich als einen Krieger betrachten müsse, der der Posten, worauf ihn sein Befehlshaber gestellet hat, wär' er auch noch so gefährlich, nicht verlassen dürfe; würde bedenken: daß er nicht wissen könne, welche Absichten Gott durch ihn auf der Erde erreichen wolle; aber daß derselbe, als ein höchst verständiges Wesen, ihn gewis nicht ohne Absichten ins Leben gerufen habe; daß er also nicht vermessen ihm darinn vorgreifen, und abtreten dürfe, ohne diese Absichten erreicht zu haben. Hätte er Vertrauen zu dem Beherrscher der Welt, Glauben, als ein Senfkorn, so würde er hoffen: „daß er ihn nicht werde versucht lassen werden über sein Vermögen, „sondern machen, daß die Verschung so ein Ende „gewinne, daß ers kan ertragen;“ würde nicht an der Errettung aus irrdischem Ungemach verzweifeln, nachdem ihn Gott von einem weit grösseren Verderben, dem ewigen Tode, errettet und um deswillen seines eigenen Sohnes nicht verschonet hat. Dies alles aber thut er nicht, sondern, als müsse er seinem Leiden dieses Ende schaffen, macht er eigenmächtig seinem Leben ein Ende. Er beweißt also mit seiner That: daß er an der Weisheit, Allmacht und Güte Gottes, daß er an des-

sen

sen Fürsehung und Regierung, also an den ersten Gründen aller Religion zweifelt; nicht an den seinem Schöpfer schuldigen Gehorsam, sondern nur an sich denket; mithin: daß er ein Gotteslängner und Verächter Jesu Christi ist.

Eben so stark beweiset er nun auch damit: daß er ein nichtswürdiges Glied der menschlichen Gesellschaft, ein liebloses Ungeheuer ist. Wie? darf denn dieser aufgeblasne Thor wähnen: er könne auf die Rechte, ein Glied dieser Gesellschaft zu seyn, nach Gefallen Verzicht thun? Hat er sich denn dieses Recht selber gegeben, oder erworben? Und hat er es blos zu seinem eigenen Nutzen bekommen? Wehe dieser Gesellschaft, wenn solche Grundsätze statt haben! Dann kan sie nie auf nützliche Glieder zählen, wenn sie sie nicht auch vor allem sicher stellen kan, was ihnen etwa zur Last fallen möchte. Dann werden alle Tage ihre brauchbarsten oder Hoffnungs vollesten Mitbürger in ihren Schicksalen oder Einbildungen Ursache finden, sich im Unmuthe das Leben zu nehmen. Dann wird heute ein Staat frohlocken, einen weisen und guten Regenten zu haben, und morgen wird ein gäher Unmuth desselben, vielleicht ein unausstehlich scheinender Schmerz, dies hohe Glück vernichten. Dann bedarf es keiner Pest, diesen Staat zu Grunde zu richten, so bald es dessen Bürgern nicht stets nach Wunsche geht. Dann ist kein Vater heute sicher: ob er morgen

nicht alle an den Liebling seines Herzens gewandte Kosten und Sorgen nnd Mühe bedauern müsse; keine Mutter darf sich eine künftige Stütze des Alters zu erziehen hoffen. Dann hält nur schwer das Gesetz die Rachgier, den Gähzorn, die viehische Wollust, im Zaum. Dann spottet der Frevler, wenn er kühn und listig genug ist, aller obrigkeitlichen Gewalt; wagt alles, und wann er sich der Strafe nicht mehr entziehen kan, so stirbt er. Dann sind wir nicht mehr vor Meineid und Mord und Gewaltthätigkeit und Verrath und Aufruhr sicher. Dann ist der am glücklichsten, der der ärgste Bösewicht ist und Ruhe des Staates und öffentliche Sicherheit ist ein Traum. Empört sich nicht alles menschliche Gefühl hiergegen? Ist es nicht schon in diesem Betracht' abscheuliches, teuflisches Beginnen, solche Grundsätze nur veranlassen, begünstigen, beschönigen, geschweige denn, sie erst durch eignes Beyspiel zu verbreiten und gegen Einfältige gewissermassen zu rechtfertigen?

Und wie? wenn denn überdem noch ausgemacht ist, daß wir unser Leben so gar der menschlichen Gesellschaft schuldig sind? wie? wenn die gesunde Vernunft uns schon saget: daß kein Mensch um sein selbst willen allein da ist und für sich allein glücklich seyn kan? Wie? wenn schon daraus, daß er anderer Menschen bedarf, die Pflicht fliesset, daß er auch andern dienen müsse?

Wie? wenn die geschriebene Offenbarung Gottes uns ausdrücklich anweiset, uns alle unter einander, „als Glieder eines Leibes“ zu betrachten und „einander zu dienen mit der Gabe, die je„glicher empfangen hat,“ mithin allen Menschen, denen wir nützlich seyn können, das Recht gibt zu verlangen, daß wir für sie leben sollen? Wie? wenn wir uns in der zuversichtlichen Meinung, daß wir niemand mehr nützen könnten, in der Verblendung der Leidenschaften oder weil wir die zufälligen Veränderungen in der Zukunft nicht vermuthen, irreten? Judas Ischarioth träumte vielleicht auch im Taumel der Verzweiflung, nun nichts mehr auf Erden Gutes stiften zu können, weil jedermann ihn als einen Verräther verabscheuen und er sich selber zur Last seyn würde. Aber wie viel hätte er, als ein Apostel Jesu Christi, noch zur Ehre Gottes wirken können, wenn er durch ein öffentliches Bekenntnis seiner Sünden, durch Warnungen anderer vor dem Geitze, der ihn dazu verleitet hatte, durch sein Beyspiel von wahrer Bekehrung und durch standhaftes Bekenntnis Jesu und Ausbreitung seiner Lehre, wo nicht ein Märtyrer, doch einem Paulus ähnlich geworden wäre, der vorher, als Saulus, ein Verfolger der Christenheit gewesen war! Und wie endlich? Wenn der Fall gar nicht möglich wäre, in den wir nicht wenigstens mit unserer Geduld, mit unserer Tugend, noch andern nützlich seyn könnten? Denn je grösser unser Elend ist, desto

mehr Stärke des Geistes, desto mehr Heldenmuth im Christenthume zeigen wir durch unsre Standhaftigkeit, und desto tiefere Eindrücke muß also unser Beyspiel machen; desto kräftigere Zeugen der uns stärkenden Gnade Gottes, desto gewissere Beförderer der Religion können wir seyn. Mithin sind wir auch um so mehr dazu verpflichtet. Und diese Verpflichtung wächst mit der Verschlimmerung unsers Zustandes zugleich. In gleichem Verhältnis haben wir also immer um so weniger Befugnis uns das Leben zu nehmen. Kan uns da irgend ein witziger Schriftsteller, von der Pflicht, die Ehre unsers Gottes auszubreiten, kan er uns von dessen Befehle lossprechen: „Liebe deinen „Nächsten als dich selbst?“

Doch der Selbstmörder ist nicht nur Gottes und der Menschen, er ist auch sein eigner Feind, und dies auf mehr als eine Art.

Er beschimpft sich, und würde sich vor allen Menschen, die denken können und mögen, auch dann beschimpfen, wann auch keine bürgerliche Unehre nach den Gesetzen auf sein Verbrechen fo'gte Sein Leichnam kan auch nach den strengsten Gesetzen nicht ärger geschändet werden, als er selber durch die That schon seine Seele schändet. Zwar meynen oft die unverschämten Verfechter dieser Unthat recht viel zu sagen, wenn sie den Muth anpreisen, der dazu gehöre, sich selber das

Leben zu nehmen, und denen die sich nicht dazu entschliessen wollen, Feigheit und unanständige Furcht vor dem Tode vorwerfen; vielleicht weil sie gehört haben: daß Stärke des Geistes dazu gehöre, ein freudenvolles, glückliches Leben dem Wohl des Vaterlandes aufzuopfern und aus dem Besitze des Reichthums und der Ehre, aus den Armen einer geliebten Familie, dem Tod entgegen zu gehen, wenn die Pflicht uns rufet. Aber welch ein armseeliger Heldenmuth ist das, der nicht einmal einigen Widerwärtigkeiten des Lebens gewachsen ist! Welch eine Stärke des Geistes verräth es doch, wenn man sich zu schwach fühlet, einem Unfall die Spitze zu bieten! Welch eine Tapferkeit gehört dazu, nicht gern etwas unangenehmes dulden zu wollen? Ist das Heldenmuth, so ist der wimmernde Säugling auf dem Arme der Mutter tapfer und der Krieger ein Held, der zuerst dem Getümmel der heissen Schlacht entronnen ist. Oder wer ist wohl feiger, der welcher, gleich der hohen tausendjährigen Eiche sein Haupt den Stürmen des Unglücks kühn entgegen stellet, oder der gleich einer dünnen Ruthe vom ersten Windstos zur Erde gebeugt wird?

Ja die Niederträchtigkeit des Selbstmörders ist um so grösser, da unsre heilige Religion uns lehret: daß die Unfälle dieses Lebens, wenn wir sie wohl anwenden, zu unserm Besten dienen, heilsame Wohlthaten für uns werden, und daß

daher

daher Gott selbst seine Lieblinge zuweilen züchtiget, mit Trübsalen heimsuchet, um sie in der Tugend zu stärken. Der Selbstmörder kan sich also nicht einmal entschliessen, „eine kurze, zeitliche, leichte „Trübsal zu übernehmen, um eine ewige und über „alle Massen wichtige Herrlichkeit„ dadurch zu gewinnen; wie etwa ein Knabe sich gegen eine heilsame Arzney sträubet, weil sie bitter ist.

Doch wie können wir verlangen: daß er an Tugend und an sein eigenes Wohl denken soll, da er gegen beydes die schimpflichste Gleichgültigkeit zeiget? Wär' er nicht ganz kalt gegen die Tugend, so würd' er bedenken: daß er die Jahre, um welche er sein Leben verkürzet, alle noch zu tugendhaften Handlungen und den für ihn daraus entspringenden Belohnungen anwenden könnte, und anzuwenden schuldig sey; daß er noch manchem Armen Hülfe, manchem Verfolgten Schutz, manchem Bekümmerten Trost ertheilen könnte, und also auch sollte; denn wir sind ja hier unten „Haushälter der mancherley Gaben Gottes;“ sollen „mit den uns anvertrauten Pfunden wuchern;“ sollen „das Gesetze Christi dadurch erfüllen, daß „wir einer des andern Last tragen;“ so würd' er es denn schon um deswillen der Mühe werth achten zu leben, um Gutes zu thun, Brüder zu erfreuen, zu trösten und zu beglücken. Wär' er nicht äusserst gleichgültig gegen sein eigenes Wohl, so würde er bedenken: daß dieses Leben ein Stand

der Vorbereitung auf die Ewigkeit sey, von dem also jeder Augenblick ihm unschätzbar seyn müsse; daß Gott „einem jeglichen geben wolle nach sei„nen Werken, nemlich Preis, und Ehre, und „unvergängliches Wesen, denen, die mit Geduld „in guten Werken trachten nach dem ewigen Le„ben;“ daß Gott selber, wie Paulus an die Corinther schreibet, uns zum bessern Leben allhier bereitet, „daß wir dort erndten sollen, was wir „hier gesäet haben,“ und daß wir auch im Leiden noch durch allerley edle Erweisungen und Tugendübungen „unsern Beruf und Erwählung „befestigen“ und uns Kronen der Unsterblichkeit ersiegen können.

Und wie könnt' er sich selber fürchterlicher schaden, als indem er den letzten wichtigen Schritt, aus der Zeit in die Ewigkeit, von dem er nicht mehr zurück kan, nach dem sein ganzes künftiges Schicksal in jener Welt entschieden bleibet, diesen Schritt, auf den sein ganzes Leben eine ernste, wohlüberlegte Vorbereitung seyn sollte, mit dem gräslichsten Leichtsinne thut? um einigen kurzen Leiden zu entkommen, es wagt mit frecher Stirne vor dem furchtbarsten Richter hinzutreten und sich darzustellen zum Gerichte, ehe er vorgefodert wurde? es waget, dem Allgerechten mit mehr als satanischer Vermessenheit ins Antlitz zu sagen: „Hier bin ich, ob du mich gleich noch nicht ge„rufen hast, ob ich gleich mein Tagewerk noch

„nicht vollendet habe, weil ichs nicht vollenden „mochte;“ und dann in seinem Gewissen die schreckliche Antwort zu hören: „Unsinniger! Du glaubtest, ich legte dir zu viel auf und wolltest dich „mir entziehen? Fühle denn, daß man mir nicht „entrinnen kan! Fühle das Aergere, weil das „Geringere dir unerträglich war! Fühle den Fluch „deines Gottes! Du wolltest dich mir entziehen? „Fühle denn, was es heisse: fern von Gott seyn! „Weiche von mir du Uebelthäter!“

So schwarz ist das Verbrechen, von dem uns Judas ein Beyspiel gab. Wie kan es, möchte man nach dieser Betrachtung denken, wie kan es doch Menschen geben, die sich zu solchen Gräueln für berechtigt halten, als in diesem Frevel zusammenfliessen, zumal da die Liebe zum Leben so gar ein Naturtrieb ist? Wie ist es immer möglich, daß sie selbst diesen bekämpfen? Daß sie ihr Verbrechen zu beschönigen und so gar zu empfehlen, alle Spitzfündigkeiten einer falschen Weisheit hervorsuchen, und alle Künste des Witzes und der Beredsamkeit aufbieten, und doch für rechtschaffene, gute Menschen gehalten seyn wollen? Vielleicht dient es, uns desto mehr vor diesem schrecklichen Verbrechen zu bewahren, wenn wir auch noch hierüber, so viel es die Zeit erlauben will, nachdenken und den gewöhnlichen Veranlassungen zu diesem Laster nachspüren. Oft liegt der Grund

zu dieser traurigen Ausschweifung im Verstande, oft im Herzen, und oft in beyden zugleich.

Bey Judas war der Fehler mehr im Herzen als im Verstande zu suchen. Er hatte sich durch eine schändliche Leidenschaft beherrschen lassen und war durch sie gewohnt worden nach blinden Affekten zu handeln, ohne viel darüber nachzudenken. Die Gewinnsucht hatte ihn verleitet, seinen Freund zu verrathen um einen elenden Lohn zu erhalten. Doch scheint es nicht, daß er die verruchte Absicht gehabt habe, ihn zum Tode zu überantworten. Vielleicht hoffte er: Jesus werde sich durch Wunderkräfte ihren Händen wieder zu entziehen wissen und dachte also zwar einen Betrug zu spielen, —— wozu ein Geitziger sich leicht entschließt, —— aber doch nicht seines Freundes und Lehrers Mörder zu werden. Vielleicht erwartete er nicht, daß der hohe Rath die Sache so weit treiben, Pontius ein solches Bluturtheil unterschreiben, das ihm sonst so ergebene Volk selber darauf dringen werde. Denn so bald er sah, daß die Sache diesen Ausgang nehme, reuete es ihn nach unserm Texte. Er wollte durch seinen Wiederruf den Fehler gut machen. Da aber auch dies nicht gelang, erwachte in ihm das ganze Gefühl der Abscheulichkeit seiner That. Nicht gewohnt nach Grundsätzen bedächtig zu handeln, und seinen Gemüthsbewegungen zu gebieten, überläßt er sich nun dem wüthendsten Schmerz. Selbst die höhnische Antwort der Hohenpriester und Aeltesten:

„Was gehet uns das an, da siehe du zu!“ scheint seine Erbitterung gegen sich selber zu vermehren, den man als einen treulosen verachtete, der ein Abscheu der Natur geworden war. „Da warf „er die Silberlinge in den Tempel, hub sich da„von, gieng hin und erhenkte sich selber.“ Und so ward er unglücklich durch eine einzige herrschend gewordene Neigung, die ihn von einem Vergehen zum andern und endlich zur Verzweiflung hinriß. Was hier der Geitz that, thun eben so oft andere Leidenschaften, denen man sich überläßt. Entweder sie umnebeln an sich selber schon den Verstand so sehr, daß ihr Sklave in der Hitze der Aufwallung seiner selber nicht Meister bleibet und eben so gut sein eigner als eines andern Mörder werden kan; oder sie geben, wie hier, Anlaß sich durch allerley Vergehungen sein Gewissen zu verwunden und Elend zu bereiten, dem man nicht gewachsen ist, das zur Verzweiflung leitet. Oft ist man zu feig, zu weichlich, um die Widerwärtigkeiten des Lebens erträglich zu finden. Oft auch zu engherzig, zu selbstsüchtig, um zum gemeinen Besten dulden zu wollen; weil man gewohnt ist, alles nur in Beziehung auf sich selber zu schätzen.

Bey vielen aber liegt auch wohl der Fehler im Verstande, ein Theil kennet die Befehle Gottes zur Erhaltung des Lebens nicht recht, weiß zu wenig von den wahren Absichten und dem

Werthe

Werthe des Lebens und liebet es daher nicht mehr, so bald er sich nicht mehr nach Wunsche vergnügen, seine Begierden nicht sättigen kan; als wäre er nur um deswillen da. Ein Theil bekümmert sich zu wenig um richtige Grundsätze und ist daher alles zu werden und alles zu unternehmen fähig, wozu ihn das Glück, oder der Umgang, Zureden und Beyspiele machen und veranlassen. Ein Theil sind schwärmerische Müssiggänger, die ihrer Einbildungskraft und Eitelkeit den Zügel schiessen lassen, und so dieses Leben hassen lernen, wenn es nicht ihren Träumen gleichet. Ein Theil endlich sind eingebildete Weise, die sich aus den Irrgängen einer im Schwange gehenden unächten Weisheit nicht wieder herausfinden können. Kommt nun zu diesen Fehlern oder Misbräuchen des Verstandes noch ein verdorbenes Herz hinzu, so ist der traurige Schritt zu dem bisher betrachteten Verbrechen bald gethan. Dann braucht man eben nicht ganz verdorben, ganz ruchlos zu seyn, um in diesen Abgrund hinabgezogen zu werden.

Möchte uns denn das Beyspiel Judas behutsam machen! Auch er hatte immer viel Gutes an sich, das ihn werth gemacht hatte in die kleine Zahl der Vertrauten des Herrn aufgenommen zu werden. Doch ward er nach und nach an ihm zum

treulosen Verräther, und zuletzt sein eigener Mörder, welches er sich gewis selber kurz zuvor nicht zugetrauet hatte. Aber je weniger böses wir Menschen uns zutrauen, desto weniger nehmenwir uns gemeiniglich davor in Acht, und desto mehr sind wir dann in Gefahr unvermerkt ins Laster gezogen zu werden. „Darum, „wer da stehet, mag wohl zusehen, daß er nicht „falle!“ Judas fiel. Ach! tief fiel er. Wir stehen noch durch Gottes Gnade. Sollen wir es dabey bewenden lassen, seinen Fall zu bedauern, oder zu verabscheuen? Das würde uns wenig helfen. Wohl zusehen, spricht der Apostel, sollen wir, daß wir nicht auch fallen; denn auch wir sind Menschen, und noch fehlt es in der Welt nicht an Versuchungen zu gleichem Falle.

Gottlob, daß es uns aber auch nicht an Waffen wider solche Versuchungen fehlet! Wenn wir uns thätig vor diesem Falle hüten werden; wenn wir uns sorgfältiger, als gemeiniglich zu geschehen pflegt, vor dem Lesen solcher Schriften in Acht nehmen werden, die unter den prahlenden Titeln von Empfindsamkeit, oder gesunder Vernunft und Weltweisheit, gleich dem Aushängezettel eines Quacksalbers, schalen Witz und Sonderbarkeiten, mit etwas hier und da aufgelesener Gelehrsamkeit vermenget, anpreisen und mehr die Einbildungskraft als den Verstand beschäf-

schäftigen; wenn wir vor ihnen um so mehr auf unserer Hut seyn werden, je zierlicher sie geschrieben sind, und den anständigen Stolz haben, selber zu denken, sollte es auch noch so sehr aus der Mode gekommen seyn; wenn wir uns gewöhnen werden, den wahren Werth und Endzweck unsers Lebens, nemlich: der Welt zu nützen und uns auf die Ewigkeit vorzubereiten, recht kennen zu lernen und immer vor Augen zu haben, und uns vor dem Anstecken des Müssigganges unter den mancherley Kraftnamen, die ihm die heutige Welt beyleget, zu hüten; wenn wir unser Herz mit der höchsten Zierde mit Menschenliebe, zu schmücken bemüht seyn werden, der jeder Augenblick theuer ist, welcher zu wohlthätiger Geschäftigkeit angewandt werden kan; wenn wir suchen werden Herren über unsere Neigungen zu werden, die uns oft zu Ausschweifungen, den gewöhnlichsten Quellen der Unannehmlichkeiten des Lebens verleiten; und uns durch die erhabenen Lehren, von der Fürsehung, von der gnädigen Fürsorge Gottes für uns, auf das Ungemach des Lebens bereiten und in demselben aufzurichten suchen werden; wenn wir Ehrfurcht vor Gott und Gehorsam gegen seine Gebote, in unsern Seelen immer mehr befestigen, ihn lieben werden, der sich uns so gnädig in seinem Sohne Jesu Christo geoffenbaret hat, „von ganzem Herzen, von ganzer Seelen und „von ganzem Gemüthe;“ dann werden wir auch in der schwersten Prüfung stark genug seyn, dem

Versucher, der uns zuruft: Segne Gott und stirb! mit Hiob zu antworten: „Du redest wie die nar„rischen Weiber reden.“

Nun Gott bewahre uns denn alle, daß wir nicht nur vor diesem schrecklich:n Verderben selber sicher bleiben, sondern auch auf keine Art andern dazu Anlaß und Gelegenheit geben mögen! Er stehe uns bey, daß wir vielmehr da, wo der Unchrist seine Blösse verräth, und zu niederträchtig ist, den besten Grundsätzen getreu zu bleiben, selbst in den herbsten Leiden, ihn, unsern Gott und Jesum Christum durch christliche Seelengrösse verherrlichen und thätig zeigen: „daß unser Glaube „die Welt überwindet!“ Amen.

XV.

Am

XXIII. Sonntag nach Trin.

Ueber den ordentlichen

Evangelientext.

Am XXIII. Sonntage
nach Trinitatis.

Je mehr sich unsere Verhältnisse gegen andere Menschen, unsre Bedürfnisse, Absichten und Anschläge, vermehren, A. je öfter sie sich mit den Absichten anderer durchkreutzen, desto öfter ereignet sich der Fall, daß vorsichtige Verbergung der Wahrheit, kluge Zurückhaltung und Verschwiegenheit, bald zu unserm eigenen, bald zu anderer, Besten unentbehrlich wird. In den kleinern Gesellschaften der Niedern, die, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, nicht nöthig haben, auf die feinern Künste der List zu sinnen; deren Absichten nicht so weit reichen und nicht so viel zugleich umfassen; deren Einsichten flach und ihre Empfindnisse sehr einfach und oft stumpf sind; hat man diese Klugheit nur selten nöthig. Wenn man ihnen die Wahrheit nur da verbirgt, wo man sie Kindern zu verheelen pflegt, wann man nemlich besorgen muß: daß sie selbige misverstehen, in einem falschen Lichte betrachten, und dadurch in ihrem Glauben oder ihrer Tugend irre gemacht wer-

 den

den möchten; wenn man ihnen nur nicht durch unzeitige Bekanntmachung mancher Wahrheiten, die über ihre Fassung gehen, Anstoß und Aergerniß gibt, oder, — welches man leicht voraussehen und vermeiden kan, — ihre heftigern Gemüthsbewegungen aufbringt; so hat man mehrentheils im Uebrigen nichts von seiner Offenherzigkeit zu befürchten und kan so ziemlich den geraden Weg zwischen ihnen fortgehen, so lang man es ehrlich mit ihnen meynet. Aber wie so gar anders ist es in der grossen Welt! Hier führt der Weg alle Augenblicke auf Dornenhecken zwischen deren Spitzen man mit viel Behutsamkeit durchschlüpfen muß. Hier kömmt einem immer jemand entgegen, dem man, bald rechts bald links, ausweichen muß. Hier lauren oft Betrug und Menschenhaß im dunkeln Hinterhalte auf den, der nicht, stets auf seiner Hut, mit immer spähenden Augen umherschaut. Hier stößt man nicht nur zuweilen auf Schwache, deren Unwissenheit man schonen muß; nicht nur auf verzärtelte, allzuempfindliche, denen man mit zu offenherziger Entdeckung mancher Wahrheiten Schmerzen zufügen würde; sondern auch oft auf Eitle, von sich eingenommene, deren Augen das Licht der Wahrheit wehe thue; auf Ehrsüchtige, Neidische, Habsüchtige, denen man seine Absichten sorgfältig verbergen muß, wenn sie nicht vereitelt werden sollen; auf Arglistige und Falsche, denen man durch Offenherzigkeit die Waffen gegen sich in die Hände

de geben würde. Hier macht oft Menschenliebe und Selbstliebe, oft so gar die Liebe Gottes, Zurückhaltung und Verschwiegenheit zur Pflicht.

Daher kömmt es denn aber auch: daß Leute, die sich in dieser Lebensart, durch öftern Zwang, den sie sich anthaten, eine Gewohnheit, eine Fertigkeit erworben haben, so leicht auch in andern Fällen, wo es die Noth nicht erfodert, von der Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit abweichen, sich selten zeigen, wie sie sind, und nach und nach sich so gar an Falschheit und Verstellung gewöhnen, als wäre auch sie nothwendig, ja endlich selbst Klugheit und Arglist für einerley und für unentbehrliche Eigenschaften des Weltmannes halten. Daher kömmt es: daß die sogenannte grosse Welt einer grossen, sehr lästigen Mummerey gleichet, in der keiner seine wahre Gestalt zeigt; jeder begierig ist andere zu erkennen und selber nicht erkannt zu werden; jeder hintergangen wird und hintergeht. Daher: daß man in ihr so oft Gefahr läuft überlistet zu werden, und so oft in Versuchung geräth andre zu überlisten.

Aber muß es denn so seyn? Läßt sich zwischen Klugheit und List, zwischen Scharfsinn und Falschheit, zwischen Zurückhaltung und Verstellung, oder zwischen Offenherzigkeit und Schwatzhaftigkeit, keine Gränzlinie ziehen? Läßt sich Aufrichtigkeit und Vorsicht gar nicht mit einander verbinden?

den? — Das verhüte Gott! Alsdann könnte es in der grossen Welt keine Christen geben, und die Tugend, zu der Gott die Menschen durchs Christenthum bilden will, das höchste Ideal sittlicher Vollkommenheit eines Menschen, bliebe ewig blosses Ideal, oder mußte nur in ländliche Hütten oder zu Einsiedlern verbannet werden, bey denen sie noch weniger Statt hat, weil sie frömmelnde Müssiggänger sind. Denn Falschheit und Christenthum stimmen eben so wenig zusammen, als Licht und Finsternis.

Hiervon uns aufs neue zu überzeugen und unsre Vorstellungen von dem, was in dieser Lage eigentlich Pflicht für uns ist, zu berichtigen, werden wir Anlaß in dem heute zu erwägenden Texte finden, zu dessen aufmerksamer Betrachtung und heilsamer Anwendung wir uns mit Gebet vorbereiten wollen. V. U.

Text.

Matth 22, 15—22.

Da giengen die Pharisäer hin und hielten einen Rath, wie sie ihn fiengen in seiner Rede, und sandten zu ihm ihre Jünger, samt Herodis Dienern, und sprachen: Meister wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrest

rest den Weg Gottes recht, und du fragest nach niemand; denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen. Darum sage uns: was dünket dich? Ists recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht? Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach er: ihr Heuchler, was versuchet ihr mich? Weiset mir die Zinsmünze! Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: Weß ist das Bild und die Ueberschrifft? Sie sprachen zu ihm: Des Kaysers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kayser, was des Kaysers ist; und Gotte, was Gottes ist! Da sie das höreten, verwunderten sie sich, und liessen ihn und giengen davon.

Der wäre wohl zu bedauern, A. und mehr als dies, zu verachten wär' er, der das eben vorgelesene Betragen der Pharisäer gegen Jesum ohne Unwillen betrachten könnte, und dem nicht ihre Beschämung durch die weise Antwort des Herrn gefiele. Solche dunkle Gefühle würden aber wenig zu unsrer Erbauung nützen. Wir wollen sie uns denn, zu unsrer Warnung und Belehrung, itzt kürzlich zu entwickeln und auf deutliche Vorstellungen zu bringen suchen, und zu dem Ende

von

von diesem ärgerlichen Beytrage zur Geschichte des menschlichen Herzens, Anlaß nehmen, einige ernste Betrachtungen über

das Unanständige und Lasterhafte in der Falschheit

anzustellen. **Zuerst** wird es nöthig seyn, festzusetzen und genau zu bestimmen: was eigentlich Falschheit sey. **Dann** werden wir um so leichter ermessen: warum sie unanständig und Laster ist.

Gott, der du den Lügen und der Unredlichkeit feind bist, segne denn auch diesen meinen Vortrag zur Ueberzeugung aller meiner Zuhörer: daß nur ein ehrloser und pflichtvergessener Mensch falsch seyn könne! Amen.

Man thut oft manchen Menschen wirklich unrecht, z. B. wenn man sie gleich, wegen einiger Zurückhaltung oder Verschwiegenheit und Verbergung der Wahrheit, die oft, wie wir vorhin zugegeben haben, nothwendig ist, für falsch hält. Die erfahrensten und weisesten Männer haben immer behauptet: daß es die Klugheit erfodre, sein Herz nicht immer auf der Zunge zu haben; daß man in manchen Fällen die Offenherzigkeit durch Zurückhaltung leiten müsse und oft wahren

Scha-

Schaden anrichten würde, wenn man nichts für sich zu behalten und zu verbergen wüßte; ja, daß es unter solchen Umständen, wenn wir anders nicht durch die Obrigkeit oder Gott selber aufgefodert würden zu reden, so gar Pflicht sey zurückzuhalten. Man müßte auch wenig Erfahrung haben, wenn man sich überreden wollte, ohne solche Vorsicht glücklich durch die Welt zu kommen oder viel Nutzen mit seiner Offenherzigkeit zu stiften. Und wer erkennt es wohl für eine Sünde oder Falschheit, wenn wir Kindern oder Kranken manches verbergen, was ihnen itzt schädlich zu wissen wäre? Bedient sich doch unser Heiland, nach der Erzählung des Textes, selber dieser Klugheit in seiner Auflösung der ihm von den Pharisäern vorgelegten verfänglichen Frage.

„Sie hielten einen Rath —— spricht der „Evangelist —— wie sie ihn fiengen in seiner „Rede.“ Ihr Anschlag war: ihn dahin zu bringen, daß er mit seiner Antwort entweder den grössern Haufen des Volkes vor den Kopf stossen oder Gelegenheit geben sollte, ihn als einen aufrührischen Menschen zu behandeln, oder —— welches ihnen vielleicht eben so lieb gewesen wäre —— daß er gar schweigen müßte. Der Lieblingsgedanke der jüdischen Nation war damals Freyheit. Ein mächtiger, begeisternder Gedanke! Erbittert wider die Römer, die sie ihre Herrschaft auf mancherley Weise hatten fühlen lassen, er-

warteten

warteten sie ungeduldig den Zeitpunkt, in dem es ihnen gelingen würde, dieses ihnen so unerträgliche Joch abzuwerfen. Aufrührisch gesinnte Schwärmer hatten unter andern auch den Unwillen des Volkes über die Abgaben an den Kayser dadurch vermehret: daß sie behaupteten und ausstreuten: dieser Monarch verlange von ihnen die Entrichtung des Seckels des Heiligthums, den sie, nach ihrem Gesetze, nur Gott, nur zum Tempel, zu zahlen schuldig seyen; und die Pharisäer im Texte scheinen dieses auch wirklich vorauszusetzen. Hätte nun Jesus ihre Frage: „ists recht, dem Kayser Kopfgeld zu geben? mit Ja beantwortet, so hätte er sich bey der Menge äusserst verächtlich und verhaßt gemacht. Hätte er Nein gesagt, so hätte man seine Behauptung als empörerisch ausgelegt und ihn dem römischen Landpfleger zur Strafe überantwortet; wie denn Lukas, der die nemliche Geschichte erzählet, ausdrücklich dieses zu ihrer Absicht macht: „damit sie ihn überantworten könnten der Obrigkeit und Gewalt „des Landpflegers.“ Hätte er endlich geschwiegen, so würde man sein Schweigen für Menschenfurcht oder Unwissenheit ausgeschrien und reichen Stoff gehabt haben, ihn zu verkleinern und den Eindruck seiner Lehre zu vereiteln. Die Art wie Jesus alle diese ihre arglistigen Erwartungen täuschte und ihren Nachstellungen auswich, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, erregte ihr Erstaunen und brachte sie zum Schweigen und zwingt

auch uns Bewundrung ab. Er hätte mit allem Rechte kurz antworten können: Ja, es ist recht. Aber die Klugheit erfoderte hier Zurückhaltung. Mit bewundernswürdiger Weisheit und Gegenwart des Geistes beantwortet er ihre Frage zwar nicht geradezu, aber doch hinlänglich, vollständig, richtig und zugleich so, daß er ihnen die Ungereimtheit derselben vor die Sinne mahlet. Er läßt sich eine Münze von der Art geben, worüber gestritten wurde und zeigt ihnen durch das darauf befindliche Gepräge: daß sie zwey Dinge mit einander verwechselten, die ganz verschieden seyen und daß der Kayser zur Zeit wenigstens noch nicht daran denke, das jährliche Kopfgeld von ihnen zu erheben, welches sie bisher Gott gleichsam bezahlt hatten. Der Seckel des Heiligthumes ward zu Jerusalem von den Juden selber gemünzt und eine andere, als diese, Münze durfte nicht zum Tempel gegeben werden, so daß auswärtige Juden sie so gar einwechseln mußten, um die Tempelsteuer entrichten zu können. Auf dem Zinsgroschen, wovon im Texte die Rede ist, war, ausser der grossen Verschiedenheit des Werthes, — denn er galt nur halb so viel, als der halbe Seckel, — auch das Bildnis des Kaysers mit einer Umschrift; woraus man also leicht erkennen konnte: daß es eine Römische, nicht aber Jüdische, und noch weniger zu jener heiligen Gabe bestimmte, Münze war. „Gebet denn," — spricht er, indem er sie darauf hinweiset, — „gebet jedem das Kopf„geld, das ihr ihm schuldig seyd: den Zinsgro-

„schen dem Kayser und Gott den Seckel des Hei„ligthumes!“

Eben mit dieser Entscheidung, die die Streitfrage auf den allgemein begreiflichen Satz zurückführt: „Gib einem jeden das Seine!“ billigt er zugleich mittelbarerweise die Ehrerbietung, die man seinen Vorgesetzten und auch andern Personen höhern Standes, nach den Gesetzen der guten Lebensart und des Wohlstandes, durch Gebehrden und Reden zu erkennen gibt. Schon die Billigkeit und aus der christlichen Liebe herfliessende Geselligkeit machen gewisse Höflichkeitsbezeugungen nothwendig. Uebertreibt man sie nicht und erhöhet nicht, daß ich so sage, ihre Bedeutung, durch eine gewisse Zudringlichkeit und Schein der besondersten Herzlichkeit, so wird kein Mensch, der die Welt kennet, sie nach dem Buchstaben, oder für etwas mehr, als Wohlstandesgebehrde, annehmen, über deren Nothwendigkeit, auch wenn sie nichtsbedeutend seyn und der strengsten Wahrheit zuwiderlaufen sollte, man nun einmal übereingekommen ist; und die man nicht umhin kan, zu machen, ohne für ungesittet oder hochmüthig gehalten zu werden, ohne zu beleidigen oder sich Feinde zu machen. So lang sie also nicht weiter gehen, als es der Wohlstand nothwendig erheischt, sollte auch der Ausdruck nicht ganz mit den Gesinnungen des Herzens übereinstimmen, wird sie kein Vernünftiger für Mangel an Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit halten; so wenig, als wenn man jemand, seines Standes

deswegen, einen Titel beylegt, der zwar mit seinen Verdiensten in Widerspruch stehet, den er aber, der Ordnung im Staate nach, von gesitteten Personen zu erwarten berechtigt ist; besonders wenn diese kein Recht haben, sich zu Richtern über sein Verdienst aufzuwerfen.

Endlich ist es auch nichts weniger, als Falschheit, wenn zwo Partheyen die Verpflichtung zur Aufrichtigkeit gegen einander feyerlich aufgehoben haben, und dann einander täuschen; besonders wenn sie durch diese Täuschung die Pflichten gegen Gott und die Menschen nicht verletzen und viel Unheil verhüten. So wenig es daher irgend ein vernünftiger Mensch tadeln wird, wenn uns der Dichter in eine Zauberwelt versetzet, nachdem er mit uns übereingekommen ist, uns Dichtung und nicht eine Wahrheit zu liefern; so wenig wird man es tadeln, wenn ein erfahrner Feldherr, vielleicht um das Blut vieler Menschen zu schonen und den Verwüstungen des Krieges ein früheres Ende zu machen, durch allerhand scheinbare Vorkehrungen und verstellte Bewegungen seines Heeres, den Feind des Vaterlandes überlistet. Kenner werden ihn preisen, Nationen seegnen und Tausende ihm ihr Leben danken. Und ist er nicht selber Krieg führende Macht, sondern nur in ihrem Dienste, so wär' es ja ohnehin Untreue und Eidbrüchigkeit gegen diese, wenn er aus thörichter Aufrichtigkeit gegen den Feind, eine Gelegenheit versäumte, ihm Abbruch zu thun; wäre Verrätherey gegen den Staat.

Aber wenn wir nun, ohne gegenseitige Uebereinkunft, einem andern durch lügenhafte Worte oder Gebehrden der Verstellung oder betriegliche Handlungen, etwas versichern, zu glauben bereden, das unsre Meynung nicht ist; ihm etwas mit Wissen und Willen als Wahrheit beybringen, von dessen Gegentheil wir überzeugt sind; wenn wir anders denken, und anders reden und handeln, das nennet mit Recht der Gelehrte wie der Ungelehrte, der Weise, wie der Unweise: **Falschheit.** Ein abscheuliches Beyspiel dieser Art stellet der Text auf. Wir haben vorhin gehöret: welche boshafte Anschläge die Pharisäer wider Christum gefaßt und welcher List sie sich zu ihrer Ausführung, durch das Ersinnen einer so verfänglichen Frage, bedienet hatten. Schon diese List war künstlicher Betrug. Ihr heimtückisches Verfahren bestätigt auch Lukas, wenn er seine Erzählung dieser Begebenheit also anhebt: „Und sie hielten auf ihn und sandten Laurer aus, „die sich stellen sollten, als wären sie fromm, auf „daß sie ihn in der Rede fiengen, damit sie ihn „überantworten könnten der Obrigkeit und Ge„walt des Landpflegers.“ Welche Endzwecke! Welche niederträchtige Mittel zu ihnen zu gelangen! Sie verstellen sich nicht nur selber, und in der boshaftesten Absicht, sondern auch andere müssen sich in ihrem Dienste verstellen, müssen so gar die Gestalt der Tugend annehmen, um Werkzeuge des Lasters zu werden. Noch stärker fällt ihre, aller Ehrlichkeit Hohn sprechende Falschheit

in

in die Augen, wenn wir die Art ihres Vortrages betrachten, wie sie an ihn zu kommen, ihre Ränke zu verbergen, seine vermuthete schwache Seite zu fassen, selbst durch seine Liebe zur Tugend ihm Schlingen zu legen und ihn zu einer ihm gefährlichen Antwort auf ihre Frage aufzumuntern suchten. Im Tone der Demuth und Bescheidenheit und mit der Miene unbefangener Lernbegierde erbitten sie sich von ihm Unterricht und Entscheidung in einer Sache, die ihnen zu schwer sey, sie selber zu entscheiden. Sie nennen ihn Meister oder Lehrer und überhäuffen ihn mit Lobsprüchen, wovon sie nichts glaubten, rühmen seine Weisheit, seine Aufrichtigkeit, Freymüthigkeit, Unerschrockenheit, Seelengrösse und die Richtigkeit seiner Aussprüche über Religionssachen, um ihn von der Seite der Eitelkeit, der sie ihn fähig hielten, und der Begierde, die Wahrheit zu sagen und jedermann zu belehren, die er bey allen Gelegenheiten gezeiget hatte, zugleich anzugreifen. „Meister, wir wissen: daß du wahrhaftig „bist und lehrest den Weg Gottes recht, und du „fragest nach Niemand; denn du achtest nicht „das Ansehen der Menschen. Darum sage uns: „was dünket dich?“ —— Gott! Können Menschen, die du aufrichtig, die du nach deinem Bilde, geschaffen hast, so tief fallen? Ach! daß doch mit diesen Pharisäern und diesen Hofleuten Herodis die schändliche Kunst verlohren gegangen wäre, andern Lobeserhebungen, wovon man das Gegentheil denkt und auch wohl hinter ihrem

Rücken behauptet, unverschämt ins Angesicht zu sagen! Ach! daß man sie nicht noch hier und da, selbst unter Christen, für ein Stück der feinen Lebensart hielte! Ach! daß doch diese Geschichte des Textes jeden, der sie vernimmt, gegen das Lob, das man ihm ins Gesicht sagt, immer ein wenig mistrauisch machen möchte: ob man ihn nicht vielleicht durch die Eitelkeit zu einer Thorheit oder Sünde verleiten, oder die Augen vor den Fallstricken verbergen wolle, die man ihm gelegt hat! Denn noch gibt es Pharisäer und Herodianer und Joabe und Ischariothe.

Eine andre Art der Falschheit — und wollte Gott ich könnte sagen: sie wäre weniger gemein! — wird durch vorsetzliches Verschweigen desjenigen begangen, was andern zu wissen nöthig ist, wenn es doch Klugheit und Liebe erlaubt oder gefodert hätten, offenherzig zu seyn. Der kan doch wohl nicht mit Grunde vorgeben: daß er es ehrlich und aufrichtig mit seinem Nächsten meyne, der ihn vor nahem Verderben warnen könnte und ihn gleichgültig hineinrennen sieht; der ihm einen wichtigen Dienst mit der Entdeckung einer Sache leisten könnte, ohne irgend eine Pflicht zu verletzen, und es dennoch unterläßt. Diese Art der Falschheit wird desto strafbarer und unverzeylicher, wenn der Falsche noch überdem von dem Manne, dens betrift, um Rath befraget worden ist; oder wenn er allein, oder doch vor andern, im Stande ist, die vortheilhafte Entdeckung zu machen und weder Eid noch Pflicht

ihn

ihn daran hindern; oder wenn etwa gar Beruf und Stand, oder nähere Bande der Freundschaft und des Blutes ihn dazu verpflichten. Immer liegt dabey Mangel an Wärme des Wohlwollens gegen die Brüder oder gar boshafte Schadenfreude zum Grunde; nnd weil ein solcher Mensch nicht redet und handelt, wie er denkt, sondern durch sein äusserliches Betragen einen Schein der Unkunde von einer Sache annimmt, so gehört er unter die, welche mit ihrem äussern Betragen hintergehen; also unter die Falschen.

Zu ihnen rechnen wir endlich auch die eigentlich so genannten Unredlichen; diejenigen, welche das, was sie rechtmässig versprochen haben, nicht halten. Ich sage: was sie **rechtmässig** versprochen haben. Denn ein unrechtmässiges Versprechen, wenn wir etwa andern in der Fieberhitze einer Krankheit, ohne vollen Gebrauch unsrer Vernunft, oder etwas solches versprochen haben, wozu wir selber kein Recht hatten es zu versprechen; oder das wir ihm, nach den göttlichen Gesetzen, nicht hätten versprechen sollen; sind wir nicht schuldig zu halten. Aber so wie es Thorheit, Unverstand, ist, etwas solches zu sagen, so ist es in jedes rechtschaffenen Mannes Augen Falschheit, etwas rechtmässiges mit gutem Bedacht zusagen, ohne im Herzen daran zu denken, daß man es auch leisten wolle; und sehr grobe, wenn man zuvor einsieht, daß man es nicht leisten könne. Dann redet beym Versprechen nicht nur der Mund anders, als das Herz denkt, sondern die

Handlungen widersprechen auch den Reden; und das eben ist nach dem Sprachgebrauche Falschheit.

Wir mögen nun ansehen: welche von diesen drey Gattungen oder Aesserungen der Falschheit wir wollen, so ist es leicht zu erweisen: daß sie unanständig und Laster ist. Wir wollen sie der Kürze wegen zusammennehmen und den Beweis überhaupt für die Sündlichkeit aller Reden, Geberden und Handlungen führen, die nicht mit den Gedanken unsers Herzens übereinstimmen und unter dem allgemeinen Namen: Falschheit, begriffen zu werden pflegen. Dieses ist nun unsrer eigenen Ehre nachtheilig, der Achtung und Liebe zuwider, die wir den Menschen schuldig sind; entfernt uns von dem Muster Gottes und streitet mit dessen klärsten Gesetzen.

Schon um ihrer eignen Ehre willen sollten die Menschen sich hüten, falsch zu seyn. In Ansehung der Redlichkeit geben alle zu, die Anspruch auf Ehre machen, daß man ohne sie kein ehrlicher Mann seyn könne. Ihr Wort soll schon so viel gelten, als Unterpfand und Eid. Und wenn Ehre nicht ein blosser Schall ist und irgend eine verständliche Bedeutung haben soll, so muß sie in der guten Meynung der Rechtschaffenen und der richtigen Beurtheiler des wahren Verdienstes von uns bestehen. Dann wird es uns auch zu desto grösserer Ehre gereichen, wenn unsre blosse Versicherung so gut, als ein Schwur, ist. Werden aber wohl Rechtschaffene denjenigen für einen Mann von Ehre halten, der sein gegebenes Wort zurücknimmt, und mit seinen Versicherungen und Betheuerungen

nur

nur spielet? Werden Vernünftige ihm trauen, d. h. in seine Ehrlichkeit keinen Zweifel, kein Mistrauen setzen? Was ist aber Ehre ohne Ehrlichkeit? Ohne diese kan man zwar ererbte Ehre, gewisse von seinen Vorfahren angestammte Familienvorzüge, Freyheiten und Rechte, aber nicht wahre eigenthümliche Ehre besitzen. Eben das gilt auch von den übrigen Arten der Falschheit. Auch Lügen und Verstellung und heimtückisches Schweigen verursachen: daß man ein Mistrauen in unsre Ehre setzt; daß wir sie erst durch Schwüre bekräftigen müssen. Und auch diese werden nur zweydeutigen Glauben finden. Wer würde den Pharisäern im Texte auch nur in Kleinigkeiten Wahrhaftigkeit und Treue zutrauen, nachdem er sie von dieser ehrlosen Seite gesehen hat?

Falschheit, Lügen und Verstellung sind aber nicht nur unsrer eignen Ehre, sondern auch der schuldigen Achtung und Liebe gegen andere Menschen zuwider. Wie sehr recht hatte unser Erlöser im Texte zu sprechen: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Die Art, wie sie ihn, einen so angesehenen Lehrer, behandelten, indem sie ihm ein so kindisches Gefallen an Lobe, eine so armseelige Eitelkeit zutrauten, sich durch ihre Schmeicheley bethören zu lassen, war sie nicht grobe Beleidigung? Was es nicht das listigste Gewebe von Bosheit, mit dem sie ihn in seiner Rede fangen wollten? Und gieng ihre Arglist nicht auf sein Verderben um? Wenn nun gleich die falschen Menschen nicht immer bey ihrer Gleisnerey die gleichen schädlichen Absichten hegen, so beleidigen sie doch immer nicht nur den, welchen sie hintergehen wollen und verrathen damit gewis weder Achtung noch Liebe gegen ihn, sondern sie beleidigen wirklich die ganze

Menschheit, indem sie das gegenseitige Vertrauen der Menschen aufheben helfen und so ihre süsseste Beruhigung zernichten, Treue und Glauben unter ihnen wankend machen, zu kaltem Mistrauen führen, und selbst den Eid, „das Ende alles Haders," die sicherste Stütze der gesellschaftlichen Wohlfarth, die Grundfeste der Staaten, untergraben. Denn sie machen nicht nur: daß man ihren nicht trauet, sondern ihr Beyspiel scheint es zu berechtigen, wenn man anders denkt und anders redet und gibt zur Vervielfältigung der Falschheit Anlaß. Wenn es einmal für Kleinigkeit angesehen wird, ob Gedanken und Reden oder Handlungen mit einander übereinkommen, oder nicht, so kan man schwerlich mehr in irgend einem Falle den Reden und Handlungen seiner Nebenmenschen sicher trauen. Und nun, Christen, stellet euch eine Welt vor, in der diese Grundsätze gelten, herrschen; eine Welt, in der man weder aus der Miene, noch aus der Sprache und dem Bezeigen eines Menschen, einen nur halbsichern Schluß auf seine Gesinnung machen kan; in der man in eben dem Augenblicke, worinnen man den Freund küsset und spricht: „Friede mit dir, mein Bruder!" ihm das Schwerdt in den Leib stößt; in der man stets um sich sehen muß, daß man nicht in fein gesponnene Netze falle, das Hohngelächter der Arglist werde und mit seiner Gutwilligkeit der Verschlagenheit des Treulosen zum Gespötte diene; in der der Vater dem Sohne, der Gatte dem Gatten, der Regent dem Unterthanen, der Unterthan dem Regenten, der Herr dem Dienstboten, der Freund — ach! selbst der Freund dem Freunde, nicht trauen darf; und dann leget die Hand auf die Brust und sprechet, oder fraget euer Gewissen:

wissen: ob ihr in einer solchen Welt leben möchtet! Gott sey ewig gelobet: daß die unsrige noch nicht ganz so verdorben ist; daß der Redliche, der Aufrichtige, noch hier und da auf Thronen und in Pallästen sowohl als in Hütten, seines gleichen antrifft! An solchem Verderbnis der Welt aber arbeitet der Falsche mit jeder Erweisung seiner Falschheit.

Diese ist ferner Laster, weil sie Entfernung von dem Muster Gottes ist. Wer auch nur nach dem Lichte der Vernunft an einen Gott des Himmels und der Erde glaubet, legt ihm gewis Wahrhaftigkeit und Treue bey und erkennet damit schon Untreue, Betrug und Verstellung für etwas unanständiges. Wenn sich nun aber dieser Gott noch näher als ein Wesen geoffenbaret hat, „das nicht „gleich Menschen, lüget; das nichts gereuet; das, „was es zusagt, thut und was es verheisset, hält „und in Erfüllung bringt;“ so wie er gegentheils den Satan, als den Urheber des Bösen auf Erden, „einen Lügner vom Anfang“ nennet; wenn nicht nur viel befehlende Aussprüche seiner Offenbarung, sondern auch die Geschichte seines Verfahrens gegen die Menschen uns versichert: „daß er wahr„haftig ist und, was er zusagt, gewis hält;“ daß er Betrug und Falschheit an den Geschöpfen hasset und verabscheuet, weil es eine Stöhrung des gesellschaftlichen Glückes auf Erden ist; wenn sein Apostel, im 4. Kap. des Br. a. d. Epheser, dieses Muster Gottes vorhält, um uns zur Aufrichtigkeit zu ermuntern: „ziehet den neuen Menschen an, „der nach Gott geschaffen ist, in rechtschaffener „Gerechtigkeit und Heiligkeit!“ — Werdet eine ganz neue Person, die, wie durch eine neue Schöpfung nach dem Muster Gottes die Bildung der

Unschuld und Unsträflichkeit empfangen hat! — „Darum leget die Lügen ab und redet die Wahr„heit ein jeglicher mit seinem Nächsten!“ — Um diesem Muster aber euch zu nähern, müsset ihr vor allen Dingen die Unwahrheit vermeiden und mit euerm Nächsten nichts reden, als was mit der Wahrheit übereinstimmet; wenn es sicher ist, daß man von der Tugend weichet, wann man von Gottes Muster abweichet, und daß das Ziel der Vollkommenheit, wornach der Christ trachten soll, das ist: Gott ähnlicher zu werden; was soll, was kan man von den Christen sagen, die bey alle dem die Falschheit lieben und in ihrem Busen hegen? Kan in diesem Busem Liebe Gottes und Nacheiferung seines Musters glühen? Ist es nicht gedankenlose Sicherheit, wenn sie sich demohngeachtet einbilden Christen zu seyn?

Könnten wir, A. könnten wir auch noch einen Augenblick anstehen, diese Frage zu bejahen, so würde endlich die Betrachtung: daß der Falsche auch den ausdrücklichsten, klärsten, Befehlen Gottes sich widersetzt, den Ausschlag geben. Nur eben haben wir einen aus Paulus Feder angehört. Ebenderselbe schreibt an die Römer: „die Liebe sey nicht „falsch!“ nicht Verstellung, sondern Wahrheit! und an die Corinther: „Die Liebe freuet sich nicht „der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahr„heit;“ des rechtschaffenen Verhaltens gegen andere. Eben dieses prägt uns Petrus mit den Worten seines I. Briefes ein: „Machet keusch eure „Seelen im Gehorsam der Wahrheit durch den „Geist zu ungefärbter Bruderliebe und habet euch „unter einander brünstig lieb aus reinem Herzen!“ Und eben so ruft uns schon David im 34. Ps. zu: „Behüte deine Zunge vor Bösem und deine Lippen,

„daß

„daß sie nicht falsch reden!“ Man müßte denn diese und viel andere Empfehlungen der Aufrichtigkeit und Redlichkeit, und Warnungen vor Falschheit und Betrug, erst aus den göttlichen Schriften hinauswerfen, wenn man läugnen wollte: daß die Falschheit etwas einem Christen durchaus unanständiges und wahres grobes Laster sey.

So sind also, A. Zuh. die Ausflüchte der Weltmenschen, wenn sie sich auf die in unsern Tagen nothwendig erforderliche Klugheit berufen, um ihre Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit zu entschuldigen, in den Augen des erleuchteten Christen nur schlechte Behelfe eines widerspenstigen Herzens. Er weiß: daß Vorsicht, weise Zurückhaltung mit Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit und Redlichkeit in keinem Widerspruche stehen; daß er zwar nicht gegen jedermann, zu jeder Zeit, alles heraussagen darf, was er denkt; daß Jesus selber manches noch nicht sagte, wann es seine Schüler noch nicht tragen konnten; aber daß er auch, wann er redet und handelt, nicht anders reden und handeln darf, als er denkt, und daß beydes sich wohl vereinigen läßt, wenn es einem ernstlich darum zu thun ist. Ließ sichs aber auch nicht vereinigen, — welches doch gewis nie Statt hat, — so würde er lieber weniger weltklug seyn wollen, als seine Ehre in die Schanze schlagen, seine Brüder auf eine ungesittete und empfindliche Art beleidigen, die Ruhe der menschlichen Gesellschaft untergraben helfen, Gottes ausdrückliche Befehle verspotten und sich von dessen Muster entfernen.

Und immer würde er sich besser dabey befinden, als wenn er, um einen geringen irrdischen Vortheil

theil nicht zu versäumen, wagte, was der Falsche allemal waget. Wer kan sich den bittern Verdruß, die in den Boden versenkende Beschämung denken, womit die Pharisäer im Texte, zum Schweigen gebracht, davon schlichen? Ihr mühsam ausgedachter Entwurf zernichtet! Jesus noch grösser, verehrter, als er zuvor war! Durch sie selber seine Weisheit in noch grösserm Glanze gezeigt! Sein Anhang vermehrt! Sie selber vor den Augen des Volkes, als Heuchler und Betrieger, dem öffentlichen Gespötte ausgestellet! — Unerwarteter Erfolg! „Sie liessen ihn,“ — sagt der Text — „giengen davon;“ davon ihre Schande zu verbergen und ihrem erstickenden Verdrusse Luft zu machen. Sie giengen davon, und die herzliche Verachtung und der gerechte Unwille aller Rechtschaffenen folgte ihnen. Und wie schwer wird es ihnen nicht geworden seyn, durch wiederholte Anstrengung ihrer Arglist sich wenigstens bey Einfältigen und Leichtgläubigen wieder in einiges Zutrauen zu setzen! — Eben das wagt immer der Falsche. Nicht nur kostet ihm die Verstellung, die Ausfindung triegerischer Anschläge, Mühe und Arbeit; nicht nur macht ihm sein Gewissen den Vorwurf: daß er ein verächtliches Geschöpf sey, dessen Tugend hauptsächlich darinnen besteht, daß seine Laster noch im Dunkeln schleichen, noch nicht entdeckt worden sind; dessen Rechtschaffenheit und Ehre nur Schein ist; daß er ein faules Glied am Leibe Jesu, ein Empörer gegen die heiligsten Gesetze Gottes sey; — ein Vorwurf, den er fühlen muß, wenn er noch nicht alle Empfindung vom Schönen und Guten, von Ehre und Schande, verlohren hat; — sondern immer muß er auch in banger Erwartung seyn: daß ein unvorhergesehener Zufall ihn in seiner ganzen

zen Armseeligkeit zur Schau stellen und um Achtung und Zutrauen seiner Mitmenschen bringen möchte; in einer Furcht, die ihm auch den Genuß der elenden Vortheile vergället, die er sich durch sein unrühmliches Betragen erworben hat. Und wird ihm einmal die Larve unvermuthet abgerissen, so zeichnet ihn verdiente Schande, gleich Kain, mit einem Merkzeichen an der Stirne, das jeden Rechtschaffenen von ihm entfernet. Nie darf er einen Freund hoffen, der ihm sein Herz eröfnet und dem er das seinige eröfnen könnte. Der Freundschaft, dieser Würze des Lebens kan ja nichts unfähiger machen, als Falschheit. Um durch Entdeckungen seines triegerischen Herzens nicht allen Glauben zu verliehren, sieht er sich genöthigt, immer neue Künste anzuwenden, sein Betragen zu beschönigen und verfällt so immer tiefer in dem Laster, womit man zwar eine Zeitlang die Menschen täuschen kan, aber nicht Gott, der die Herzen erforschet; der, wie David spricht, „die Lügner umbringet und Gräuel hat an den Blutgierigen und „Falschen."

Wie glücklich ist dagegen der Aufrichtige! Sein sind alle Vortheile, die aus dem Zutrauen der Menschen und ihrer Achtung fliessen. Sein Wort gilt mehr, als der Schwur des Falschen. Sein sind die Ergiessungen des Herzens in der Freundschaft. Er tritt mit offenem, anständig aufgeschlagenen, Auge in die größten Versammlungen und vor Thronen hin, kan seinem Richter, seinem Fürsten, ins Antlitz sehen, und der Gedanke, den er um Thronen nicht hingäbe, der seelenstärkende Gedanke: ich bin ein ehrlicher Mann, ertheilet seinem ganzen Betragen eine gewisse Freymüthigkeit, die nicht beleidigt, und zugleich eine

Würde, die selbst dem Falschen Achtung und Ehrfurcht abzwinget. Entschädigte ihn nicht dieses schon hinlänglich für den verachteten Erwerb der Unredlichkeit, wenn er auch nicht noch grössern Lohn aus der Hand des Gottes der Wahrheit zu erwarten hätte?

O! eine Welt voll solcher zuverlässigen redlichen Menschen, welch ein Paradies wäre sie! O! Zeiten, zu früh entflohene Zeiten, worinnen unser Vaterland andern Völkerschaften das Beyspiel der Aufrichtigkeit gab und die deutsche Redlichkeit zum Sprüchworte ward; worinnen ein Handschlag so viel galt und gelten konnte, als itzt Verschreibung und Unterpfand! Wann kehret ihr zurück? Wann werden wir wieder so in brüderlicher Einmüthigkeit und Herzlichkeit beysammen wohnen und einer des andern Schutzengel seyn?

„Gott, du siehst das Herz an, und Aufrichtigkeit ist dir angenehm.“ Laß uns doch dieses nie vergessen, damit wir uns stets vor deinem Richterblicke scheuen, dem die künstlichste List nicht entgehen kan; damit wir auch in der Liebe zur Aufrichtigkeit dir ähnlich und auch dadurch immer fähiger werden mögen, einst in jene überirrdische Gesellschaft aufgenommen zu werden, in der kein Falscher Platz haben kan; damit wir dir getreu bleiben bis in den Tod und du uns die Krone des Lebens geben könnest! Amen.

Rose, Johann Wilhelm,

Kabinetspredigten

Nürnberg 1782

Bamberg, Staatsbibliothek -- Th.hom.o.218
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11777642-9